Zeit- und Lebensbilder.

Zweiter Band.

In demselben Verlage erschien so eben:

Das Haus Braganza

von 1807—1832.

Historisch-romantisches Gemälde aus der neueren Geschichte Portugals und Brasiliens

in zwei Abtheilungen

von

H. E. R. Belani.

4 Bände. 1839. eleg. geh. 6 Thlr. 8 Gr.

Der bekannte geistreiche Verfasser schildert in diesem historisch-romantischen Gemälde: die merkwürdige Hof- und Regierungsgeschichte Johann VI. von Portugal; seine Flucht nach Brasilien; den Wahnsinn seiner Mutter; die Intriguen seiner Gemahlin; die Erziehungsgeschichte seiner Kinder; die Aufstände von Portugal und Brasilien; die Erhebung des letzteren zum Kaiserreiche; Dom Pedro und Dom Miguel dargestellt nach ihren merkwürdigen Charakterzügen; deren Feindschaft endlich und Bruderkrieg — dazu noch die romantischen Einflechtungen der Liebesverhältnisse Dom Pedro's zur Condessa Lavradio, und des Marquis von Loulé zur Infantin Josephe — — wer dürfte nicht Verlangen tragen, diese anziehenden Begebenheiten, in der bekannten lebendigen Manier des beliebten Verfassers vorgetragen, in seine Erinnerung zurückzurufen! —

Zeit- und Lebensbilder.

Novellen, Humoresken, Ironien

und

Reflexionen

von

C. Herloßsohn.

Zweiter Band.

1839.

Leipzig, Verlag von August Taubert.

In demselben Verlage erschien so eben:

Das Haus Braganza

von 1807—1832.

[illegible] Geschichte Portugals und Brasiliens

in zwei Abtheilungen

von

[illegible]

2 Bände. 1839. eleg. geh. 6 Thlr. 8 Gr.

Der rühmlich [illegible] geistreiche Verfasser schildert in diesem [illegible] Gemälde die merkwürdige Hof- [illegible] Johann VI. von Portugal; seine [illegible], den Wahnsinn seiner Mutter; die [illegible] seiner Gemahlin; die Erziehungsgeschichte seiner [illegible] von Portugal und Brasilien; die Er- [illegible] des letztern zum Kaiserreiche; Dom Pedro und Dom Miguel [illegible] nach ihren merkwürdigen Charakterzügen; [illegible] und Bruderkrieg — dazu noch die [illegible] der Liebesverhältnisse Dom Pe- [illegible], und des Marquis von Loulé zur [illegible] nicht Verlangen tra- gen, diese anziehenden Begebenheiten, in der bekannten leben- digen Manier des beliebten Verfassers vorgetragen, in seine Erinnerung zurückzurufen! —

Eduard.

Novelle.

Ich habe nur sie allein geliebt! erzählte er mir. — Jeder Gedanke an Berta war Gebet. Jeden Stein, den ihr Fuß betrat, hätte ich gern als Kleinod aufbewahrt. Eine Blume aus ihrer Hand, eine Locke — — nein! nein! so weit verstieg sich meine Phantasie nicht, so kühn wagte ich nicht zu träumen, zu wünschen. —

Und wie unschuldvoll, wie rein, wie züchtig war sie. Ich glaube, sie hat es nicht einmal, ohne zu erröthen, Gott gestanden, daß sie mich liebe. —

Nur selten konnte ich sie sehen und dann auch nicht unbelauscht. Nur während einer Tanzpause war es mir vergönnt, ihr meine innigen Gefühle, meine glühende Leidenschaft zu gestehen. Sie erröthete und erblaßte — sie schwankte in meinem Arme, fast mußte ich sie in den Reigen des Cotil=

lons tragen. — O hättet Ihr sie damals gesehen! Ihr weißes Gewand schämte sich, daß es so gelb sei gegen den Alabaster ihres Nackens; die Perlen in ihren Locken, die Blumen und Bänder erhielten nur Reiz und Glanz durch das schmachtende Feuer ihres Auges, durch das nachtdunkle, glänzende Haar, durch einen Mund, in dessen Kusse alle Erdenseligkeit noch unenträthselt lag. Dieser Mund, dieses Herz, dieser jugendlich wallende Busen war so keusch, wie ein Engel Gottes am Schöpfungstage. —

Die Carrossen rollten vor das Portal des festlich erleuchteten Hauses; der Ball war zu Ende, sie schlängelte die Boa aus Straußfedern um den stolzen und doch so demüthigen Hals; ich warf ihr den Mantel um; an der Treppe drückte sie mir im Gedränge die Hand und lispelte: „Eduard!" Eine Thräne quoll aus ihrem Auge; ich sah sie funkeln im Strahle der Astrallampe, wie einen Demanten; — dies war ihre Liebeserklärung, ihre Antwort auf mein stürmisches, glühendes Bekenntniß. —

Der Vater war ein reicher, ein stolzer, ein harter Mann. Er liebte seine Tochter, aber auch seine Schätze. — Ich war nicht arm, mein Name hatte einen guten Klang in unserem Departement, einflußreiche Verwandte standen mir zur Seite, ich hatte die unbezweifelte Anwartschaft auf ein großes Erbe. Aber dennoch versagte mir Noël Jacquemart die Hand seiner Tochter. Meine Schwüre und Berta's Thränen vermochten nichts; meine Briefe, mit Bitten, Beschwörungen, Drohungen angefüllt, wurden unerbrochen zurückgesandt. Jede Gelegenheit, die Geliebte zu sehen, ward mir abgeschnitten. — Noël Jacquemart hatte sein Wort gegeben. St. Brue, ein reicher Kaufmann (er hatte ein Vermögen von zwei Millionen Francs nachgewiesen) sollte Berta's Gatte werden.

Auch wenn er nicht der Räuber meines höchsten Lebensgutes gewesen wäre, ich hätte ihn tödtlich gehaßt. Der Mann war nicht unschön; kaum vierzig Jahre alt, roh in seinen Manieren, fast gemein in seiner Rede, in seiner Tournüre, tückisch

in seinen Beobachtungen, habsüchtig und wieder verschwenderisch. Er liebte Berta nur wie einen Gegenstand, den man besitzen will und muß, gleichviel — ob der Gegenstand sich auch gern dem Erwerber zueigen gibt. — Und Berta haßte ihn, sie schauderte bei Nennung seines Namens. —

St. Brue galt für einen Kaufmann aus Languedoc. Handelsgeschäfte brachten ihn alle drei Monate nach dem nördlichen Frankreich. — So kam er auch oft nach E**. — Ich verschweige hier mit Fleiß den Namen der Orte, wo meine Geschichte spielt, und bemerke nur, daß sich alles Nachfolgende an einem Punkte der nördlichen Küste Frankreichs ereignet hat. Von St. Brue's Familienverhältnissen war hier nichts bekannt; er schien sie mit Fleiß ins Dunkel zu hüllen. Er äußerte nie, ob er Carlist, Orleanist oder Republikaner sei. Seine Vermögensumstände aber, sein glänzendes Auftreten, seine Solidität im Handel genügten Herrn Jacquemart, der mit ihm in Handelsverbindungen stand, um ihm die Tochter zu verloben.

Alle Verdächtigungen, alle Einflüsterungen — ich gestehe, daß ich, durch meine unglückliche Liebe bis zum Wahnsinne getrieben, diesen nicht fremd blieb — über St. Brue's zweifelhafte Herkunft, über die Quelle seines Reichthums u. s. w. vermochten den eigensinnigen, kalten Vater nicht umzustimmen. An seinem riesenmäßigen Willen scheiterten der Tochter Thränen, ihre Seufzer und Bitten, meine Schwüre, meine Ausbrüche der Verzweiflung.

Berta litt noch unendlicher als ich. — Ich mußte ja nur entsagen; aber sie mußte entsagen und einem gehaßten Manne, dem Mörder ihres Glückes, als Geliebte, als Gattin angehören.

Sie schrieb mir folgende Zeilen. Glücklich gelangten diese, trotz aller Späher und Aufpasser, in meine Hände.

„Eduard!

„Morgen kommt St. Brue. Den Abend desselben Tages bin ich seine Gattin. Ich beschwöre, ich bitte Sie auf den Knieen, Eduard — verreisen Sie, sehen Sie mich nicht wieder.

Ich kann, ich darf Sie nicht sehen. Haben Sie Mitleid mit mir und ja, Sie werden es haben, wenn Sie mich, die Unglückliche, noch eben so lieben, wie Sie die Glückliche an jenem Ballabende liebten, wo Sie mir Ihre Leidenschaft erklärten. Hätte ich eine Mutter, sie könnte mir vielleicht helfen; ich habe aber nur einen Vater, dessen graues Haar ich ehren, dessen Segen, wenn er scheidet, ich erhalten muß. Vor Gott über uns und dem Gott in meinem Herzen gehöre ich Ihnen. Ihnen gehört Ihre Berta; Herr St. Brue heirathet nur Herrn Jacquemart's Tochter. Ich werde meine Pflichten als Tochter und Gattin zu erfüllen wissen, was aber Gott und mein Geschick in mein Herz geschrieben, kann ich daraus nicht vertilgen, es ist mit seinen Nerven verwachsen, es kann nur sterben, wenn das Herz bricht. Dann aber, Eduard! — ich weiß, Sie sind ein frommer Christ und glauben an ein Jenseit — dann, Eduard, gehöre ich Ihnen: ob als seliger Geist, ob am Auferstehungstage, verkörpert, erkennbar,

wie wir uns hier erkannt, darüber entscheidet eine höhere Macht. Aber ich bin in jedem Atome, ewig, ewig Ihre Berta."

Es war mein Todesurtheil. Ich ras'te hinaus in den Wald, bewaffnet mit Dolch und Pistolen. Ich dachte an den Selbstmord. Aber mein Tod konnte wohl mich erlösen von namenloser Pein; konnte er aber Berta beruhigen, erretten? O, nein! Er konnte die Unglückliche nur noch elender machen. — Und hatte der Engel dies verschuldet, weil er mich liebte? Sie liebte mich ja in „jedem Atome, ewig, ewig." Und das Leben ist nur darum ein Leben und als solches zu ertragen, weil in jedem seiner Pulse auch eine Hoffnung schlägt. —

Ich weinte, ich betete, ich fluchte hier im einsamen Waldesgrün, wo Gottes Sonne golden durch die Aeste schien, wo das Reh ruhig an der Quelle trank, wo tausend Vögel Freude jubelten und Liebe girrten. —

Nachdem ich mich ausgeweint, folgte dem namenlosen, durch seine eigene Gewalt ermatteten

Schmerze das Gefühl der Rachelust, des blutgierigen Hasses.

„Warum ihn schonen?“ sprach ich zu mir, „ihn, der herzlos, kalt es weiß, daß er die Lilie knickt und dennoch die Lilie besitzen will; der es am Todesbeben des Opferlammes merkt, wie es in ihm den Henker ahnt.“

Nur hundert Schritte weit war die Landstraße. Im Morgengrauen mußte er vorüber. Ich kannte seinen Wa zen, bie Livree seines Kutschers. Hier meine Pistolen — vom Waldesrain aus ein sicherer Schuß und Berta und ich waren gerettet, ein Sünder vielleicht — so sagte mir meine Ahnung, so verdiente es seine Herzlosigkeit! — bestraft.

Ich raffte mich auf und lief durch den Wald; aber die Sonne war noch nicht im Untergehen, die Heerdenglocken tönten auf den Feldern und Hügeln jenseit des Waldes, es war Friede, Ruhe, Liebe in der Natur.

Ich warf mich unter einem Baumstamme nieder und drückte die brennende Stirn in das feuchte Gras. — „Würde Berta,“ fragte ich, „einen

Mörder lieben können? Dürfte ich, Blutbefleckter, es wagen, den ersten, seligsten Kuß von ihren Lippen zu trinken? Stände nicht vielleicht in der Brautnacht ein bleicher Schatten zwischen ihr und mir? — Nein! nein! Ich weiß es nicht! Ich weiß nur, daß ich grenzenlos elend bin und ohne Hoffnung, ohne Aussicht einer Rettung.“ —

Im wirren Hinbrüten verweilte ich hier bis zur Nacht. Stille lagerte sich über meine Wildniß, der Gesang der Vögel war verstummt, nur die Baumwipfel rauschten ein dumpfes Abendlied und die Grille zirpte, denn sie war glücklich. Friede überall, nur nicht in mir. —

Der Mond zog auf; er schien durch die schwarzen, schattendüstern Aeste, sein Strahl fiel auf meine Hand herab, die Berta's Brief krampfhaft hielt, und zitterte in den Thränen, die ich darauf geweint.

„Sie nicht wiedersehen?“ schluchzte ich, „nein, das vermag ich nicht. Ich muß sie sehen, muß an mein Herz sie drücken zum ewigen Abschiede, den ersten Kuß stehlen, ihm stehlen, der mein

Räuber ist, von ihrem unentweihten Munde. Ich habe ein Recht auf diesen Mund, dieser Mund hat mir Liebe gestanden; er aber raubt frech, was ihm nicht, was eben mir geboten wird. — Sie fleht so süß, so mitleidsvoll. Ich soll den bittern Abschiedsbecher von ihr nehmen. — Kann ich es denn — darf ich's? So ein Wiedersehen auf Nimmerwiedersehen ist doch unendlich süß, trotz seiner Schmerzen. Es leuchtet in der Erinnerung, wie eine untergehende Sonne, aber doch wie eine Sonne. Ihr Strahl erwärmet das Auge, wenn es auch mit Thränen in ihren Glanz blickt. — Ich muß Berta wiedersehen! — Ich will kräftig sein, ich will sie trösten, sie bedarf des Trostes. Dieser eine Moment macht uns nicht elender, als wir sind; er macht uns aber reicher, glückseliger in der Erinnerung. Wir schwelgen daran, wie Kinder an dem Genusse des ersten Weihnachtsbaumes schwelgen. Wir haben uns ausgeweint, wir haben entsagt, wir scheiden noch ein Mal, Mund an Mund, Brust an Brust. Dann fort in die weite Welt, hinüber über das Meer. Wir haben doch

Eins noch, diese Sonne und dich, du Mond, der heut' unsere Abschiedszähren beleuchten wird. —

Ich raffte mich auf. Mein Plan war gefaßt. Ich rannte nach der Stadt, die zwei Stunden vom Walde entfernt lag. — Es war elf Uhr, als ich in meine Wohnung trat. Ich vermied jedes Geräusch und suchte mich im Finstern zurecht zu finden. — Die Waffen behielt ich, auf das Aeußerste gefaßt, bei mir, und versah mich mit einigen Fleischspeisen, welche auf meiner Abendtafel standen, und mit einer seidenen Strickleiter, die ich in der Tasche meines weiten Rockes verbarg.

So schlich ich lautlos aus meiner Behausung. Die Straßen waren öde, kein Mensch hatte mich kommen, hatte mich gehen gesehen. — Ich schlug den Weg nach dem Wallthore ein, dort lag Jacquemart's Haus, der Garten desselben grenzte an einen Steinbruch — fünfhundert Schritte in der Nähe war keine bewohnte Stätte.

Hell schien der Mond am dunkelblauen Firmamente — ihm, den ich kurz zuvor als Zeugen unserer Abschiedsthränen heraufbeschworen, fluchte ich

jetzt. Er konnte mein Verräther werden. — Ein freigelassener Kettenhund, der an jener Gartenmauer patrouillirte, konnte meine Annäherung dem Gesinde des Hauses verrathen, das stets bewaffnet war, da Jacquemart wegen der Lage seiner Wohnung am äußersten Ende der Stadt diebische Einbrüche, vielleicht auch mein Erscheinen am Fenster der Geliebten befürchtete. Mehrmals hatte mich die Bestie verscheucht — heut mußte ich es wagen auf Gelingen oder Mißlingen. —

Ich schlich näher. Ueber die Mauer ragte das weiße Haus empor, der Mond beleuchtete es hell; ich konnte in der Ferne jede Fensterscheibe zählen. — Im dritten Fenster schlief Berta. Täuschte mich mein Auge nicht, so war es geöffnet. Mein Herz schlug fieberhaft — meine Stirn glühte. Der Mond warf meinen Schatten riesengroß über die blendende Mauer. — Wie ich um die Ecke bog, erhob sich die Bestie, die geschlafen hatte, im gewaltigen Satze aufspringend und bellend gegen mich. Ich warf dem Hunde ein Stück Fleisch vor, er beroch es, setzte seine Pfote darauf und knurrte

mich, die Zähne fletschend, leise an. Dies ermuthigte mich — ich ging näher, ganz nahe, hielt dem Thiere ein zweites Stück Fleisch vor die Nase und sprach ihm leise und liebkosend zu. Der Hund knurrte fort, doch blieb er in seiner Stellung und machte keine Miene zum Angriffe, aber er hielt mich wie gebannt. Ein rascher Entschluß mußte gefaßt werden; ich zog sachte den Dolch in meiner Tasche aus der Scheide, und der Bestie den Köder noch näher bringend, bohrte ich das Eisen mit sicherem Stoße in seine Rippen. Ich hatte gut getroffen — gerade durchs Herz, nur ein dumpfes Winseln entrang sich der Kehle, der Bullenbeißer sank zu Boden und ich setzte meinen Fuß auf seinen Hals, die Kehle zusammendrückend, damit ihr nicht noch ein verrätherischer Ton entschlüpfe. — Das Thier verendete — im Innern des Hauses blieb Alles ruhig. Das blutige Eisen warf ich weit hin in den Steinbruch; sein dumpfer Fall wurde kaum gehört. —

Nachdem ich meine blutgetränkten Hände getrocknet, packte ich die Strickleiter aus. — Ich

harrte beinahe eine Viertelstunde; — in keinem Fenster war Licht, Alles schlief. — Jetzt sprach ich ein kurzes Gebet und warf, zwar mit zitternder Hand, aber doch glücklich, den Haken der Leiter auf die Mauer. Er faßte gleich das erste Mal — fünf Secunden — und ich war oben. Hier schöpfte ich Athem — mein Herz hämmerte, als wollte es die Brust zersprengen. Nun zitterte ich nicht mehr für mich, sondern für Berta! Mit meinem Leben hatte ich abgeschlossen; nur sie noch einmal sehen wollte ich, ohne zum Verräther zu werden. Denn dieser, mein Engel, sollte, wenn auch unglücklich, doch rein vor der Welt dastehen.

Kein Athemzug regte sich im Hause. Die Luft war lautlos. Ich wünschte einen Orkan, einen Sturm, der die Mauern erschüttert. Er kam nicht. Ach, der Mond, der Freund der Liebenden, war ja auch nicht mein Freund, mein Beschützer in dieser Nacht! —

Sachte löste ich den Anker aus der Mauerfuge und zog das Seil nach. Unter mir, nur eine Manneslänge tief, lag ein Haufen Schutt. Ich

gleitete hinab, indem ich mich mit den Händen an der Mauerkante hielt. Unter mir rollte der lockere Boden, doch ohne bestimmtes Geräusch. — Ich horchte noch ein Mal — ich war sicher. Sachte auf den Zehen schleichend gelangte ich an das Haus. Links und rechts standen Baumgruppen, aber Berta's Schlafgemach lag in der freigelassenen Mitte des Gebäudes, und kein Ast reichte bis an ihr Fenster. Dies war wegen der Schwüle der Nacht geöffnet, und dieser Umstand belebte mächtig meine Hoffnung.

Zum Glück erspähte ich zwei hervorstehende Eisenstangen. Sie hatten vordem als Träger eines Blumenbretes eines kleinen hängenden Gartens gedient. Ich warf mein Seil darüber, daß sein Ende auf der andern Seite hinabfiel, und befestigte dieses an dem Gitter eines Kellerfensters, denn nach meinem Besuche mußte ich um jeden Preis wieder im Besitze der Leiter sein. Ich wand mich hinauf, erklomm das Fenster und sprang sachte in die Mitte der Stube. Der Mond beleuchtete sie. —

Mein Schatten fiel über Berta's Gestalt; dort schlief sie im schneeweißen Bette, leuchtend, wie eine Lilie; die reichen Locken gelöst und über Hals und Brust verstreut. Ich kniete an dem Bette nieder und schwelgte in schmerzlicher Lust auf den schönen Zügen meines angebeteten Engels. Die Stelle des Kissens, worauf ihr Haupt vor dem Entschlummern gelegen, war noch von ihren Thränen feucht. Ich erhob mich, ich preßte einen Kuß auf ihre Lippen. Ein dumpfer Schrei; sie schlug die Augen auf.

Ich verschloß ihr den Mund. „Ihr Eduard, Ihr Geliebter ist es, Berta!"

Sie zitterte und starrte mich halb wach, halb träumend an.

„Also sind Sie doch gekommen, trotz meiner Bitten, Eduard? Das war nicht gut!" Schluchzen erstickte ihre Stimme. Ich bedeckte ihren Mund mit feurigen Küssen.

„Wie konnte ich auch gehorchen? O Berta, der Befehl war grausam. Ohne Abschied sollte ich gehen, ohne Sie noch ein Mal zu sehen, bevor ich sterbe. Ich rase hinein in die weite Welt,

in ein nächtiges Dasein. Diesen letzten Moment, diesen Kuß mußte ich noch haben für die Erinnerung, um nicht an Gott und der Menschheit zu verzweifeln. O Berta, nur die Liebe zu Ihnen hat mich vor Mord und Selbstmord gerettet."

„Eduard! Eduard!" weinte Berta und umschlang mich mit den bloßen Armen.

Dies Kind der Unschuld, diese unentweihte Lilie, welche noch Niemand, als die verschwiegene Nacht, in ihrem Schlafgewande gesehen, hing jetzt halb entblößt an dem Halse eines Mannes, an meiner Brust. Die Gewalt der Liebe und des Schmerzes siegte über die jungfräuliche Schaam. Waren unsere Regungen in dieser Stunde doch die heiligsten, von jeder Sünde entferntesten.

Wir hatten keine Worte, wir hielten uns weinend umschlungen, unsere Herzen pochten krampfhaft Brust an Brust.

„Eduard!" sagte das Mädchen nach zwei langen, lautlosen Stunden des Schmerzes und einer schrecklichen Seligkeit, „der Mond versinkt, wir

müssen scheiden. Entdeckte Jemand diese Zusammenkunft — o Gott! wenn mein Vater! Es wäre unser Tod, unsere beiderseitige Schmach. Leben Sie wohl, Eduard. Gehen Sie nicht in die weite Welt — bleiben Sie hier in Frankreich; aber meiden Sie mich. Gott kann noch Alles ändern; mir sagt es eine Ahnung. Er hat nicht vergebens diese Prüfung gesandt. — Leben Sie wohl. — Gehen Sie! Schon dieser Besuch, schon dieser Abschiedskuß ist Sünde. — Eduard," fuhr sie fort, als ich noch zögerte, „soll ich kräftiger sein, als Sie? Können Sie so grausam sein, mich zu martern. Sie sehen, wie ich leide. O, gehen Sie, Eduard, damit uns Gott nicht zürne, damit er uns helfe."

Ich preßte sie noch ein Mal schluchzend an mich und taumelte ans Fenster. Sie sprang vom Lager empor, mir nach. „Ich will sehen, ob Sie nicht Schaden nehmen; o stürzen Sie nicht hinab, mein Eduard. Um Gottes willen — ich zittere, ich bebe für Sie. Nur ruhig, Eduard, nur behutsam."

Ihre keuschen Glieder preßte sie an mich — ich fühlte durch das dünne Gewand jeden ihrer Pulsschläge. Die Angst um mich ließ sie Alles vergessen. Sie drängte mich. „Die Thür in der Mauer links,“ sagte sie, während ich die Leiter bestieg, „ist von Innen zu öffnen — von Außen drücken Sie sie zu, dort fehlt die Schnalle. — Aber der Hund — der Hund?“ —

„Ist todt,“ sagte ich und glitt hinab. Auf den Boden angelangt, kniete ich nieder und breitete die Arme zu ihr empor. „Gehen Sie, gehen Sie — ich beschwöre Sie!“ lispelte sie mit sterbender Stimme, und ihr Haupt sank ohnmächtig auf das Fenstergesimms.

— Ich gehorchte willenlos, löste die Stricke und erreichte die Thür. Der Riegel ward zurückgeschoben, von Außen drückte ich sie, den Klöppel fassend, zu.

Bei dem Steinbruche warf ich mich nieder, die Kniee brachen mir, meine Muskeln zitterten; jetzt kam die Wucht meines ganzen Elendes über mich und tobte im rasenden Schmerze aus. — Jetzt,

fühlte ich, war sie, war mein Glück, meine Seligkeit unwiederbringlich verloren für mich. —

In der Ferne fielen zwei Schüsse. Ich wollte, sie wären durch mein Herz gegangen. Die aufgehende Sonne erweckte mich; hier durfte ich nicht gefunden werden. — Zwischen Feldrainen und Gartenmauern erreichte ich die Stadt und meine Wohnung. Meine nächtliche Abwesenheit hatte Niemand bemerkt.

Die Sonne war untergegangen. Ihr gelbes Licht spielte durch die wirren Wolken. Ueber die Düne rauschte das dunkelgraue Meer und schlug an die Felsen längs dem Gestade. Unter einem höher hervorragenden Felsvorsprung hatten sich drei Männer gelagert. Der Eine, im Kittel, mit einer spitzen Mütze auf dem Haupte, lag auf dem Boden und lugte durch ein Fernrohr in die See. Zunächst ihm, an die Felswand gelehnt, saß der Zweite; eine, trotz des hohen Alters, kräftige Gestalt, und schlief. Er trug eine Blouse, die um die Hüften gefesselt war, große, bis über die Kniee

reichende Stiefeln und eine Mütze, die rund das ganze Haupt bedeckte. Ihm zur Linken hatte sich, aufrecht stehend und in das Meer hineinstarrend, der Dritte an den Felsen gelehnt. Seine Kleidung glich der der Uebrigen, nur daß der vordere Theil seiner Mütze emporgekrempt war. Ringsum lagen Masten, Segelstangen, Taue, Segel, Fässer und Breter zerstreut. — Lange verweilte so die Gruppe laut- und fast regungslos. Das erste Viertel des Mondes guckte über den Felszacken empor und warf ein ungewisses Licht über See und Buchten.

„Wie ist's, Bessy?" fragte der Letztgeschilderte, der am Gestein lehnte, den am Ufer Liegenden, „noch Nichts zu sehen?"

„Nichts, Jacques!" antwortete Bessy, ohne seine Lage zu verändern; „aber wir bekommen eine scharfe Brise, und die treibt uns die Barke wie'n Blitz schnell herein." —

„Chapellon schläft," fuhr Jacques fort, „die gestrige Arbeit hat den Alten tüchtig angestrengt. Es war auch ein heilloses Wetter das. So hat's uns noch nicht Mühe gekostet. Sieben Mal d'ran

und als wir's Boot zum achten Male hatten, hätt' es die Brandung beinahe umgeworfen. Mög' es heut besser gehen!"

„Das wird es, Bessy," versetzte Jacques; „die Strömung ist günstig für uns, für die Wachtschiffe weniger. Zudem ist heut der Capitain in der Barke, der versteht's — da besorg' ich Nichts. 'S war stets ein glücklicher Tag, wenn er dabei war. — Halt da, ich glaub', sie sind's. Der schwarze Punkt da, der weiße Fleck — ihr Wimpel — nichts da! Vielleicht doch! Der Mond kann nicht durchs Gewölk, der Dunst steigt vor — nur Geduld, Geduld." —

Kaum waren diese Worte gesprochen, so ertönten rechts vom Ufer her Stimmen. „Was ist das?" rief Bessy aufspringend, und Beide horchten mit angehaltenem Athem. Die Brandung rauschte und erstickte den Laut der Stimmen, bald darauf aber ertönten sie wieder und schienen sich zu nähern.

Jacques sprang nun vor, duckte das Haupt um die Felsenwand nach dem offenen Gestade hin.

Sein Falkenblick hatte die nahende Gefahr erkannt. Er trat zurück, stieß Chapellon wach und sagte: „Mit allen Teufeln! — das wäre gut, zwei Blauröcke — die mit ihrem Gewehrfeuer, die könnten uns die Hölle auf den Hals hetzen!“

Bessy reichte die Windbüchsen und setzte den schlaftrunkenen Chapellon mit zwei Worten von der nahen Gefahr in Kenntniß. Der Alte war sofort völlig nüchtern. Er nahm sein Gewehr zur Hand und alle Drei schlichen behutsam um den Fels herum; hier duckten sie sich im Schatten nieder. Die Aussicht nach der Düne war frei, der Mond beleuchtete sie. Zwei Douaniers schritten gerade auf den Fels, der die Schleichhändler verbarg, zu.

„Jacques!“ sagte der alte Chapellon, „Du zielst mit mir — Du den Rechten, ich den Linken. — Bessy, Du wartest — bist nicht ganz sicher, bis wir sehen, was es gibt.“ Sie ließen die Douaniers auf funfzig Schritte nahe kommen, ohne von ihnen bemerkt zu werden.

Jetzt winkte Chapellon durch eine Kopfbewe-

gung seinem Nachbar. Beide drückten zu gleicher Zeit los. Die Kugeln pfiffen, die Douaniers lagen auf dem Sande. Nur der Eine ließ ein dumpfes Wimmern hören.

„Getroffen!" rief der Alte; „der eine Hund winselt noch. Wenn er nur nicht Kraft hat, loszubrennen; der Knall könnt' uns doch noch die Bohnen versalzen. — Nur ruhig."

Sie standen behutsam auf und verharrten beinahe eine halbe Stunde schweigend. Die tönende Brandung überschrie die letzten Todesseufzer des Sterbenden. — Behutsam das Terrain recognoscirend, schritten die Schmuggler nach der Stelle, wo die Getödteten lagen.

Chapellon betrachtete sie fast freudetrunken. „Da habt Ihr's!" sagte er schadenfroh; „das heißt's, ehrlichen Burschen das Brot verkümmern wollen. Jetzt rasch, zieht ihnen die Kleider aus, bergt die Waffen und werft die Leichen ins Meer. Sollen sich 'ne andere Küste suchen."

„Der eine Bursche," sprach Bessy, indem er sich mit Jacques sofort an die Arbeit machte, „ist

noch ganz warm, zuckt beinahe noch, ist recht jung und sieht schmuck aus. Hätt's wohl heut nicht geahnt vor dem Ave Maria. Hier — hat Papier in der Tasche — da, Chapellon. 'S kann was von Nutzen für uns sein. — Ein Geldbeutel — acht, zehn, nicht einmal zwanzig Sous. Aber der hier ist reicher, hat sogar ein Fünffrankenstück und buntes wollenes Halstuch."

„Zaudert nicht, schwatzt nicht," gebot Chapellon, „hier ist keine Zeit zu verlieren."

Die Leichen waren entkleidet. Jacques und Bessy nahmen je eine auf die Schultern, wateten durch den Sand bis zu einem Steinvorsprung und warfen sie ins Meer. Die zurückfluthende Brandung führte die weißen Leiber, die im Mondlicht schimmerten, in die hohe See. —

„Jetzt fort," commandirte Chapellon, der sich zugleich, wie die Uebrigen, mit einem Theile der Kleider und den Waffen der Getödteten belud, „auf unsern Posten."

Sie kamen bei ihrem Lagerplatze an. „Strafe mich die heilige Jungfrau!" rief Bessy, „da tanzt

der Tintenfisch auf der Brandung. Das war höchste Zeit; der Capitain wird ohnedies zürnen, weil er das Signal nicht hatte. Mach' Du's, Jacques." — Er nahm ein Tau, das an einem Ringe am Boden befestigt war, und sprang das steile Ufer hinab. — Jacques gehorchte und belastete sich dann schweigend mit Segeln, Stangen und Rudern. — Chapellon schlug den Spunt aus einem kleinen Fäßchen, worin Wachholderbranntwein enthalten war, setzte das Spuntloch an die Kehle und trank in langen Zügen, und folgte, gleichfalls belastet, dem Jacques nach einer kleinen Bucht am Strande hinab.

Hier rüsteten sie ein kleines Fahrzeug aus und ruderten in die See.

Eine halbe Stunde später landete der Tintenfisch, von den drei Schmugglern bugsirt, an der bezeichneten Stelle. Nebst den drei beschriebenen Personen stiegen noch fünf andere vom Bord. Es war der Capitain, wie sie ihn nannten, nebst vier Schleichhändlern, sämmtlich wie Lootsen gekleidet. Nur der Anführer unterschied sich durch

eine etwas sorgsamere, wenn auch einfache Tracht. — Er grüßte kalt, doch nicht unfreundlich. Es war ein Mann in den mittlern Jahren, groß, stark, gewandt in seinen Bewegungen.

Bessy reichte ihm eine Rumflasche. „Ich grüß' Euch," sagte der Capitain, „es ging besser, als ich dachte. Rasch an die Arbeit — das bald Alles geborgen ist. — Weiter nichts passirt?"

Chapellon erzählte ihm den Auftritt mit den Douaniers. „Weiter nichts?" versetzte der Capitain trocken, „wir sahen die Leichen auf der Fluth. — Seht zu, daß Ihr in zwei Stunden fertig seid. Gute Nacht."

Er ging, von einem einzigen der mit ihm gekommenen Schmuggler gefolgt, um den Fels herum, landeinwärts. — Bald waren Beide verschwunden.

In zwei Stunden war die Ladung geborgen und eine Stunde später saßen, eine halbe Lieue entfernt vom Schauplatze dieser Begebenheit, Bessy, Jacques und Chapellon in einer Fischerhütte, um einen alten Tisch vor einer Thranlampe und

sprachen, rauchend und plaudernd, dem Wachholderbranntwein zu. Ein altes, runzeliges Weib, das ab- und zuging und die Wirthin machte, nahm keinen Theil an der Unterhaltung.

Chapellon, der eine neue Pfeife gestopft, suchte vergebens auf dem Tische einen Span; er griff in die Tasche, da kamen ihm die dem todten Douanier abgenommenen Papiere in die Hand. —

„Sieh da die Papiere," sagte er gleichgiltig, „habe sie vergessen dem Capitain zu geben. — Was wird's sein? — Ein Brief, und hier, wie ich glaube, ein Commandozettel. Er riß von dem hintern leeren Blatte des Briefes einen Streifen ab, brannte sich damit die Pfeife an und reichte dann beide Papiere Bessy, indem er sagte:

„Da, Du kannst lesen — lies 'mal, was drin steht. Ein Brief, schon erbrochen."

„Ein Brief," sagte Bessy, „„an Michelet Detour in Cuvigny"" — „das ist der Bursche, den wir also kalt gemacht. Auch gut, daß man seine Leute kennen lernt. Und von einem

Frauenzimmer dazu —: „„D e i n e t r e u e M a-n o n.““ — „Schön, sehr schön!“

„Lies doch!“ erinnerte Jacques, der neugierig auf den Inhalt eines Mädchenbriefes war.

„Nun hört also:“ las Bessy.

„„Mein guter, liebster Michelet! Du weißt, daß die Mutter nicht schreiben kann, also hat sie mir gesagt, daß ich Dir diesen Brief schreiben soll, wie es also geschieht. Und sie sagt Dir, daß Sonntag unsere Hochzeit sein soll, weil die Verwandten schon alle eingeladen sind. Auch hat die Mutter schon Speisen und Wein gekauft und die Stube, wo wir essen werden, neu anweißen lassen, daß Du es nur weißt. Auch kommt der Pfarrer von Bergy herüber. Des Sonnabends aber mußt Du schon hier sein, damit wir vor der Trauung nach Bergy zur Beichte gehen. Die Mutter hat auch ein neues Kleid und ich den Brautstaat, wie es sich versteht. Dir hat das grüne Röckchen sehr gefallen, aber diesmal muß es ein weißes sein. Gevatter Perinnet wird das Häuschen mit Blumen

ausschmücken; das soll ich Dir nicht verrathen, aber es ist so. Er ist ein guter, drolliger Alter, der Dich sehr lieb hat. Aber die Mutter meint, Du würdest nicht kommen, wenn der Hauptmann streng ist, und wegen des Commandos und weil Du den Dienst nicht gern versäumst und bald Sergeant werden willst. Thue, was Du willst. Ich bin mit Allem zufrieden. Aber die Mutter meint, ich soll Dir nur zureden, da würdest Du es schon thun; denn seit drei Wochen sind wir schon aufgeboten und immer kam etwas dazwischen, wegen des Commandos und wegen der Coquins, der Schleichhändler. Nimm Dich in Acht vor ihnen, Michelet. Bernard Resat ist kürzlich von ihnen erschossen worden, der mit Dir in die Schule ging. Er hat mir sehr leid gethan und ich habe sehr geweint, als ich an Dich dachte. Die Mutter sagt, Du wärest ihr einziger Sohn, das solltest Du bedenken. Also Du kommst; bitte nur den Hauptmann recht schön. Sage, ich küsse ihm die Hand und wolle in jeder Messe für ihn be-

ten. Er ist ein guter Mann, nicht wahr? denn er hat gewiß auch eine Frau und weiß, wie gern man heirathet. Also Sonnabend kommen wir Dir beim Damme La Croix entgegen und es wird Alles gut sein. — Deine Dich immerfort liebende, Deine treue Manon.""

Bessy hatte gelesen: — „Höll' und Teufel," lachte der alte Chapellon, „da haben wir eine saubere Bescherung angerichtet: der Mutter den einzigen Sohn, der Braut den Bräutigam genommen. Zwei Freudenfeuer mit einer Kugel ausgeblasen."

„Nun der Michelet," lachte Jacques, „wird sich wohl schon morgen mit einem Hai vermählen. Man sieht, daß die Ehen im Himmel beschlossen werden. Geschlossen werden sie hier oft auf dem Meere, wenn man sie erst am Lande schließen wollte. 'S ist so der Welt Lauf."

„Dauert mich doch der Junge," sagte Bessy und faltete das Blatt zusammen, indem er einen starken Zug aus dem Branntweinglase that; „'s ist fatal so vor der Hochzeit gerade, vor der Thür — und Braut und Mutter auf einmal. Das ist fatal."

„Du hast ein Weiberherz, Bessy!“ spottete Chapellon; „besser, denke ich, Er als wir! Traf er uns, hätte er nicht nach unsern alten Weibern gefragt. Er hätt' uns so mir nichts, Dir nichts mit seiner Knallbüchse das Lebenslicht ausgeblasen. Und wir thaten's noch dazu ohne Knall; das ist der einzige Unterschied.“

„Ja, alte Weiber haben wir,“ versetzte Jacques, der weniger zu den Freunden sprach, als er der Flasche zusprach; „und die wären vielleicht froh, wenn uns die Douaniers heute den Scherz gespielt hätten. Denn so alt die Weiber auch sind, — so können sie ihre Männer nicht früh genug los werden, nur um neue Waare zu bekommen. Nun, meinetwegen, ich machte mir nichts daraus, wenn meine abginge.“

„Das meine ich,“ spottete Bessy, „die ist aber auch ein Drache, wie ihn der heilige Georg nicht besser gekannt haben mag.“

„Und die Eurigen sind Engel,“ versetzte Jacques; „Dir, Chapellon, arbeitet die Deinige mit der Nudelwalze auf dem Schädel herum, wenn Du nach

Hause kommst und ein Glas über den Durst getrunken hast; und Dein Engel, Bessy, hätte Dich neulich mit der Ofengabel beinahe erstochen, als Du sie schlagen wolltest, wenn ich nicht zu Deiner Hilfe kam. Ha ha ha!"

„Dummes Zeug," brummte Chapellon, „ich weiß mein Hausrecht zu üben; ich glaube, meine Suzon kennt meine Fäuste." — Er schlug nach diesen Worten auf den Tisch, daß die Gläser klirrten.

„Nun aber laßt das dumme Geschwätz," beschwichtigte Jacques. „Es ist schon spät; brechen wir auf — damit wir früh zur rechten Zeit munter sind und unser Gewerbe als redliche Fischer wie bisher mit Eifer treiben."

Die Schmuggler lachten über diesen ironischen Witz, leerten ihre Branntweingläser und verließen das Haus. Draußen pfiff der Nachtwind hohl von der Seeseite her. Jacques fuhr zusammen. „Ich glaube, der Michelet sagt uns noch eine gute Nacht," bramarbasirte er, um sich eines Ahnungsschauers, der ihn trotz des übermäßig genossenen

Branntweins überschlich, zu erwehren. — Sie trennten sich und gingen in verschiedenen Richtungen nach dem Fischerdorfe hinab.

———

Mit rothverweinten Augen erwachte Berta am Morgen ihrer Hochzeit. Die Braut war festlich geschmückt. Die Dienerschaft rannte geschäftig umher und bereitete Alles zum feierlichen Empfange des Bräutigams. — Aber es ward Mittag, es ward Abend und St. Brue erschien nicht. Welch' peinliches Harren zwischen Hoffen und Verzagen für Berta! — Herr Jacquemart trat jede Viertelstunde ungeduldig ans Fenster, er sandte Boten über Boten nach der ersten, zweiten und dritten Station aus.

Sie brachten keine Kunde von dem Erwarteten; es wurde Nacht — St. Brue erschien nicht. „Ein Reiseunfall wird ihn verhindert haben," sagte der Vater und streichelte Berta's Wangen — der Umstand hatte ihn mild gestimmt, — „tröste Dich, mein Kind; er kommt morgen sicher." —

Berta legte den Brautschmuck wieder ab —

ging in ihr Gemach, sank auf die Kniee und betete inbrünstig zu Gott und dankte ihm für diesen kurzen Aufschub. Sie wußte nicht, was sie so tief erregte; aber eine schwere Last schien von ihrer Brust gewälzt, obgleich sie sich gestand, daß dieser kurze Aufschub sie doch nicht retten könne. —

Aber es verging Tag auf Tag, ohne daß St. Brue erschienen wäre, ohne daß ein Brief den Grund seines Ausbleibens verrathen hätte. War er todt, hatte er seine Absicht geändert: man wußte es nicht! Jacquemart ward tiefsinnig und verschlossen; er sah sich beschämt und zurückgesetzt. Ein fremder Abenteurer vielleicht hatte sein Kind, sein einziges, schönes, reiches Kind verschmäht. Das Gerede der ganzen Stadt, die Sticheleien der Lästerzungen verwundeten ihn tief. Aber diese getäuschte Hoffnung, diese Veränderungen hatten nur zur Folge, daß er gegen seine Berta, die er zu der Verbindung gezwungen und nun der Schmach Preis gegeben sah, zärtlicher wurde als je. Er bewachte sie nicht länger mit dieser ängstlichen Strenge.

Eduard gelang es, mit Berta in Briefwechsel

zu treten. Beide Liebenden hofften um so zuversichtlicher, je länger St. Brue's räthselhaftes Verschwinden dauerte.

Jacquemart hatte während der Zeit an alle seine Correspondenten und Geschäftsfreunde geschrieben, von denen er wußte, daß sein Schwiegersohn mit ihnen in Handelsverbindungen stehe, um Erkundigungen über ihn einzuziehen. Aber alle Nachforschungen der Art blieben ohne Resultat. Er war verschollen. — Den harten Vater dauerte nun sein hinschmachtendes, geopfertes, beschämtes, von dem Neide und der Scheelsucht verhöhntes Kind. Er verwünschte den thörichten Plan zu dieser gezwungenen Verbindung und machte sich selbst die bittersten Vorwürfe darüber, daß er nicht Eduards Liebesbewerbungen geneigtes Ohr geschenkt hatte.

So vergingen sechs schreckliche Wochen für Berta, die bei jedem Wagengerassel zitterte, bald sich der Hoffnung hingab, bald verzweifelte.

Endlich kam ein Brief von St. Brue. Er war von fremder Hand geschrieben und enthielt Folgendes:

„Auf dem Wege nach Boulogne bin ich

mit dem Wagen verunglückt; mein rechter Arm wurde beschädigt, so daß ich noch jetzt, ob zwar hergestellt, mich einer fremden Hand bedienen muß, um diese Zeilen an Sie zu richten. Ich werde Freitag den 17. d. M. früh um 6 Uhr in C** eintreffen und im goldenen Adler absteigen. Dort, bitte ich Sie, mich zu erwarten. Ich komme pünktlich — die Vermählung soll noch denselben Tag stattfinden. Ich hoffe, daß trotz dieser meiner durch Unglück verspäteten Erscheinung Ihre Gesinnungen dieselben geblieben sind und Ihre Versprechungen noch dieselbe verbindende Kraft behalten haben. Tausend Küsse meiner lieben Braut. Im Auftrage des Herrn St. Brue Meunier."

Berta fiel in Ohnmacht, als ihr der Vater diesen Brief vorlas. Ihm selbst war jetzt die Botschaft eine fatale, fast unwillkommene. Auf der andern Seite aber freute ihn wieder die Ehrenrettung seines Kindes und seines Credits. Er suchte die Tochter zu trösten mit der Aussicht auf eine glänzende Zukunft, auf eine hohe Stellung in der

bürgerlichen Welt; er schilderte ihr zum hundertsten Male den ehrenfesten, zwar rauhen, aber biedern und gediegenen Charakter ihres künftigen Gatten und endigte wie immer mit der Phrase, die Liebe in der Ehe sei ein Resultat der wechselseitigen Angewöhnung. —

Berta, die schon einmal resignirt hatte, that es zum zweiten Male und fügte sich in das Unvermeidliche. Eduard betete, weinte, fluchte, ohne Ausweg, ohne Mittel zu finden. Ihm schien die lange Frist der Hoffnung nur wie eine langsame Marter, die ihm das Schicksal auferlegt hatte. —

Jacquemart und seine Tochter reisten zur bestimmten Frist nach C**. Eduard folgte insgeheim; er wollte die Geliebte erst an der Stätte verlassen, wo durch ein bindendes Wort der Riegel zur Pforte seiner Seligkeit für ewig fallen sollte; dann wollte er weit hinaus in die Welt, seinen Schmerz, seinen Zorn gegen die Weltordnung auszutoben. —

Um 5 Uhr Morgens rollte der Wagen Jacquemart's, der ihn, seine Tochter, den Kammerdiener

und eine Zofe trug, in die Hausflur des goldenen Adlers. Der Gasthof lag an dem Markte, welcher auffallender Weise schon in so früher Morgenstunde von einem Theile der Bevölkerung der Stadt und Umgegend wimmelte. In der Mitte des Platzes war ein Gerüst aufgeschlagen; Trommeln wirbelten durch die Straßen, berittene Municipalgardisten sprengten auf und ab.

Der herbeigerufene Kellner wurde von Jacquemart nach der Ursache dieses Zusammenströmens, dieser Vorbereitungen gefragt.

„O Sie kommen zu einer interessanten Stunde," sagte der Geschwätzige; „punkt 6 Uhr wird der scheußliche Jean Marteau, genannt le Capitain, nebst zweien seiner Mord= und Raubgenossen guillotinirt. Das waren die verruchtesten Schleichhändler hiesiger Gegend. Nun ist der Schleichhandel hier an der Küste gerade kein Verbrechen, aber diese Schurken haben sich zwanzigfach mit Mord beladen und den Tod eben so oft verdient. Sie gaben den Douaniers keinen Pardon, sie schossen Alles nieder und trieben schon mehr als sechs

Jahre ihr abscheuliches Handwerk. Marteau lebte als vornehmer Herr und Niemand hätte ihm sein Handwerk zugetraut. Seine Spießgesellen galten für arme, ehrliche Fischer, nur eine halbe Meile von hier. So eben wird das Fallbeil aufgerichtet. Diese Leute bedauert Niemand, denn in der Gemeinde giebt's Viele, die den Tod ihrer Angehörigen durch die Hand dieser Blut- und Habgierigen zu beweinen haben. — Doch entschuldigen Sie, daß ich mich entferne. Wegen des heutigen Festes ist unser Gasthof überfüllt und ich muß überall flink zur Hand sein."

Berta hatte fast theilnahmlos zugehört; eben so theilnahmlos starrte sie, ans Fenster gelehnt, hinab in die drängenden Menschengruppen. Der Tag einer Hinrichtung war also ihr Hochzeitstag; der zartsinnige Bräutigam hatte gut gewählt. Doch war sie ja auch ein Opfer, das, wenn nicht körperlich, doch geistig, vom innersten Herzen heraus heut gemartert, heut getödtet werden sollte. Sie beneidete den Hinzurichtenden um seinen raschen Tod; sie wünschte statt seiner den Hals un-

ter das tödtende Beil legen zu können, um ihre Leiden auf einmal zu enden. O! der Tod schien ihr tausend Mal süßer als ein solches Leben.

Die Uhr des Stadthauses schlug eben sechs. Berta erbebte; jetzt mußte sein Wagen vor das Hotel rollen. Kalte Thränen fielen auf das Fenstersims; unten lärmten die Trommeln stärker, die Linientruppen bildeten Chaine, die Nationalgarde formirte einen Kreis um das Schaffot; lautes Geschrei durchzog die wimmelnde Volksmenge; der Karren mit den Verbrechern nahte.

Willenlos starrte Berta nach der Guillotine hin — ein kalter Schauer durchrieselte sie; und doch war es nicht der Schauer allein vor dem gräßlichen Bilde, das sich vor ihren Augen entrollen sollte. Der erste der Verbrecher bestieg das Schaffot; sein Antlitz war gegen den Gasthof gekehrt; Berta wollte schon zurücktreten; da erblickte ihn ihr Auge und mit einem dumpfen Schrei stürzte sie zusammen. — Es war St. Brue — ihr Bräutigam: der Schmugglerhäuptling und Mörder Marteau.

Aber die Ohnmächtige erreichte den Boden nicht. Es waren Eduard's Arme, in welche sie fiel — in seinen Armen erwachte sie wieder zu neuem Leben. Er war ihr bis hierher gefolgt und hatte sich, sie allein wähnend, auf die Stube geschlichen.

Jacquemart war in einen Sessel gesunken und verbarg das Antlitz in seine Hände. —

Eduard ward auch sein Tröster. „Meine Tochter!" schrie der Alte entsetzt und brach in lautes Schluchzen aus, „die Braut eines Mörders — ich Rabenvater! O Schmach meines Uebermuthes, meiner Habgier."

„Ihre Tochter," sagte Eduard, indem er sich mit Berta an der Hand ihm näherte, „die Braut eines Ehrenmannes, wenn Sie wollen."

„Sie wollten — könnten?" fragte Jacquemart bestürzt, „mein entehrtes, geschändetes Kind — —? O Eduard!"

„Ich will es und werde es," versetzte Eduard; „Berta, die Mörderbraut, ist noch immer der Engel Berta!"

Weinend umarmte der Alte seine Kinder. — Eine halbe Stunde später fuhren sie zum Thore hinaus.

Mit Marteau zugleich wurden der alte Chapellon und Jacques, seine Hauptgenossen, hingerichtet. Bessy und die übrigen Schmuggler der ganzen Bande kamen auf die Galeere. Jener Brief Manon's an Michelet, den Jacques in der Fischerhütte aus Versehen zurückließ, wurde eine Stunde später von einer Patrouille der Douaniers dort gefunden und führte zur Entdeckung der Missethäter. — Von wem das Schreiben, welches Jacquemart angeblich im Auftrage St. Brue's erhalten und das dazu dienen sollte, ihn zu entlarven und Jacquemart zu compromittiren, herrührte, ist nie ermittelt worden. Man glaubt, es sei St. Brue's Kammerdiener gewesen, der am Tage seiner Verhaftung spurlos verschwand. Er war in das Geheimniß seines Herrn eingeweiht, hatte ihm aber ein Mal, von diesem gekränkt und mißhandelt in Gegenwart dritter Personen Rache geschworen. —

Wir verließen den Schauplatz des Schreckens und des öffentlichen Skandals, denn Marteau's Identität blieb den Einwohnern unserer Stadt kein Geheimniß, und zogen uns ins südliche Frankreich, in die reizende Provence, zurück.

Ich ward Berta's glücklicher Gatte; allmälig vergaß auch mein Schwiegervater die harte Prüfung und bittere Lehre. Er lebte auf im Anschauen des Glücks unserer Liebe; er lernte mich lieben und schätzen und sah seinen Lebensabend mit Heiterkeit und stillem Frieden herannahen. — Im September vorigen Jahres bestreuten wir sein Grab mit Herbstblumen und weiheten seinem Angedenken aufrichtige Thränen. Eine Reise an den Rhein, die wir, um uns zu zerstreuen, unternahmen, führte uns hierher in die Mitte des schönen Deutschlands. — Der Held der Geschichte aber, mein Herr, bin ich. — Er endigte.

Es war im Monat August des Jahres 1838. Ich saß in Dresden an der Mittagstafel des **Hôtel de Saxe**, in dem schönen, luftigen Saale, wo die

Musik rauscht und täglich fremde Schönheiten aus Rußland, Frankreich, Polen, England u. s. w. das Auge entzücken.

Ein junger, schöner Mann mit schwarzem Schnurrbart hatte bereits mehrere Tage meine Aufmerksamkeit gefesselt. Es lag etwas ungemein Geistreiches und Feuriges in seinen Zügen, worunter sich manchmal ein leiser Zug des Ernstes, der an Schwärmerei grenzte, mengte. Die Verwechselung meines Platzes brachte mich eines Tages unmittelbar in seine Nachbarschaft. Es entspann sich ein interessantes Gespräch, das uns lange gefesselt hielt, als schon die übrige Gesellschaft längst die Tafel verlassen hatte. — Traulich gemacht, erzählte er mir beim feurigen Ay seiner Heimath diese Geschichte. — Ich erkundigte mich nach seiner Gemahlin. „Sie war diese Tage unwohl,“ sagte er, „und speiste auf ihrem Zimmer. Heut' aber gedenke ich mit ihr eine Spazierfahrt nach Findlaters zu unternehmen.“

Eben öffnete sich die Thür. Eine Dame trat herein Es war Berta. Sie kam, ihren Gemahl

abzurufen. Bei Gott, die Frau war schön, wie sie seine glühende Begeisterung geschildert; welch edles Gesicht, welch feuriger und doch sanfter Blick, welcher Liebreiz in dem zart geformten Munde, welch Ebenmaß in der ganzen Gestalt und jeder ihrer Bewegungen. Das reiche, schwarze Haar war ganz gelöst und fiel in dichten Locken um Hals und Nacken! — Jetzt war ich im Stande, des glücklichen Besitzers glühende Begeisterung zu theilen.

Vom folgenden Tage an erschien sie stets an der **Table d'hôte**, und ihre wunderbare Erscheinung wirkte elektrisch nicht nur auf die Männer=, sondern selbst auf die Damenwelt der Gesellschaft. Die zugleich mit mir in Dresden anwesenden Fremden des **Hôtel de Saxe**, welche das Glück genossen, die reizende Fee Frankreichs in der Nähe zu sehen, werden in die Worte meiner Bewunderung einstimmen und mich nur vielleicht deshalb tadeln, daß ich nicht mit glänzenden Farben genug diese Königin der Schönheit, Anmuth und des züchtigsten Liebreizes zu schildern vermochte.

Meine

Weihnachtsfreuden.

Meine

Weihnachtsfreuden.

Ich hatte mir den Weihnachtsbaum angezündet und saß betrübt an dem Tische und blickte hinein in die flackernden Lichter.

So war ich denn ganz allein! Die lustigen Genossen brachten den Abend in verwandten oder befreundeten Familien zu, ergötzten sich an Elternfreude und Kinderlust, gaben und empfingen Geschenke, überraschten und wurden überrascht. Mich hatte Niemand in seinen häuslichen Kreis zum schönsten Feste der Christenheit geladen und ich bin doch sonst ein guter Christ.

Es ist für einen Junggesellen in einer fremden Stadt ein betrübendes, entmuthigendes Gefühl, gerade an diesem Abende allein, ohne Anklang von Außen, in der traurigen Stube, zwischen den längst

bekannten Wänden zu sein! Das Herz treibt, es will Knospen schlagen; aber kein wohlthätiger Finger pocht an seiner Kruste, um den Keim hervorzulocken, und da kommt denn die Wehmuth, die gallenbittere Wehmuth, statt der wehmuthsvollen, süßen Rührung, und gießt ihre trübe Fluth über den schwellenden Keim und das Herz stöhnt tief auf und seufzt nach Luft, nach Erregung.

Ich hätte in eine Restauration gehen können und meine Grillen — wenn man diese Empfindungen so nennen will — überfluthen mit Austern und Champagner, aber dort war ich ja auch allein, kein mittheilender Mund neben mir, Alles sucht ja an diesem Abende den heimischen Herd, den trauten Familienkreis und träumt sich hinein in die Phantasmagorien der Jugendzeit. Und dann — kann man die Grillen des Herzens, kann man seine heiligen, wehmuthsvollen und doch wieder so süßfreudigen Erinnerungen ersäufen im Champagner? — Ich kann es nicht! Die Sorgen wohl, den Groll, die Langweile — aber keines jener Gefühle. Zudem ist mir auch dieser Abend, von

meiner Kindheit her, zu ehrwürdig, als daß ich ihn im Wuste einer Weinstube verträumen könnte! —

Bis sieben Uhr hatte ich gelesen und geschrieben, hatte grobe Briefe beantwortet, schlechte Manuscripte durchcorrigirt und dergleichen süße Beschäftigungen mehr getrieben.

Den ganzen Tag war keine Rast in mir gewesen; wie Blei lag mir der heutige Abend auf dem Herzen — fünf lange, einsame, düstre Stunden! — O Junggesellenleben, was bist du für ein miserabler Zustand!

So saß ich denn an dem Tische und starrte hinein in die flammenden Lichter und sann der vergangenen Tage und gedachte der Weihnachtsabende, vom ersten an, dessen Erinnerung noch mächtig war, bis zu jenem, den ich, vom Vaterlande scheidend, verlassen von aller Welt, in einem **schen Grenzdorfe zugebracht, und endlich bis zum vorjährigen, wo ich auf dem Siechbette in Fieberphantasien lag. — Das waren bittere Erinnerungen! Das abgerollte Leben lag vor mir — grau wie eine Wüste — nur spärlich hier und da zwischen

weiten öden Strecken eine Oase! Ach, warum war ich so allein? — Ich glaube, mir hing eine Thräne im Auge.

Ich wollte mich aufraffen, mich gewaltsam erheitern, ich suchte nach der Melodie aller alten, sonst so trauten Burschenlieder und — fand diesmal keine. Die Flasche Wein stand noch unberührt neben mir — was soll der Wein, wo man dem Weinen näher? —

So wurde ich düsterer und immer düsterer und von dem Leben wandte sich mein Sinnen zu dem Tode. Ich gedachte der gestorbenen Freunde! Sie wollte ich zu Gaste bitten, ja mir und ihnen sollte heut der Weihnachtsbaum strahlen, jedem von ihnen wollte ich ein Glas weihen, sie einen Augenblick heraufbeschwören aus der feuchten, kalten Gruft, die treuen Herzen! Sie sollten mit mir träumen, mit mir trauern; denn Freudiges bringen die Todten doch nicht! — Ich rückte Stühle an den Tisch — fünf, sechs, sieben.

Ich füllte das Glas. Zuerst Dir, mein Eduard, dem sie das junge Leben vergällt und

den das Grab hinabgezogen, als er am Eingange des Morgenrothes stand, als sich Glück und Liebe, die längst getrennten, an seine Brust geworfen, wie zum Nimmerwiederscheiden. — Ja so war es, in solchem leuchtenden Momente mußte er sterben! Sie nannten es ein Nervenfieber — unter Tausenden mußte ihn und ihn gerade jetzt das Nervenfieber wegraffen! O glaubt das nicht. Es war sein gebrochenes Herz, sein aufgezehrtes Lebensmark; er rannte zum Ziele, wie ein Olympier, und als er es erreicht, sank er athemlos nieder. Es war sein letzter Athemzug! — Schlafe wohl, treue Seele — Dir gilt das erste Glas!

Dann gedachte ich Dein, mein Adolph, dem sie weit unten im Süden, wo die Save in die Donau strömt, eine Kugel in das beste Herz geschossen. Sie nannten Dein Vergehen ein Subordinationsverbrechen. — Dir das zweite Glas — eine Thräne fiel hinein.

Mein Johannes, Du, mit den weitfliegenden Plänen, mit dem unbeugsamen Muthe, noch stehst Du vor mir wie in der Abschiedsstunde. „Ich

kehre wieder!" riefst Du mit leuchtenden Blicken durch die Thränen des Abschiedes, wehmuthsvoll und doch freudejauchzend, denn Deines Lebens höchster Wunsch war ja erfüllt. Auf der **schen Brigg schifftest Du Dich in Triest ein, umsegeltest das Cap, sahst Indien und seine Blumenwälder, sahst die feierlichen Brahmanen und die wollüstigen Bajaderen und kehrtest entzückt, gesättigt von Natur und Poesie, heim. Zwei Breitengrade unter Helena nähte Dich die Schiffsmannschaft in ein Stück Segeltuch, band Dir einen Stein an das Haupt und einen an die Füße, sprach ein kurzes Gebet und warf Dich über Bord. Es war wieder ein Fieber. Gott wollte es so! — Johannes! — Du hast das größte Grab der Welt, den ungeheuren Ocean, der die Erde mit tausend brünstigen Armen umschlingt.

Und Paul, Du armer Gefallener! Dein Herz war gut, Dein Sinn war redlich; aber Deine Phantasie ein Krater, der den Vulkan aushöhlt, bis er in sich zusammenstürzt. Dein Freiheitsdrang hat Dir zur ewigen Freiheit geholfen. Ver-

führt, verlockt, mit dem Hange zum Abenteuerlichen stürztest Du, als ein gewaltiger Donner die Erde erschütterte, in die Reihen Begeisterungstrunkener, entgingst der Vernichtung von Warschau und fielst im Kampfe gegen einen Schattenkönig, im Lande der Mönche und der Orangen, der Maurensagen und des Boleros, von einer Guerillaskugel. Dein Grab kennt kein Wanderer, die Stätte, wo Du schläfst, ist für ewig vergessen. Wenn der Pflug des andalusischen Bauers über Deinen Schädel fährt, so hebt er ihn wohl auf, aber nur, um ihn auf einen Haufen anderer Gebeine zu werfen, und murmelt dumpf dabei: „Caracho." Dir das vierte Glas! —

Andreas! (wir nannten Dich stets scherzhaft den Dogen Doria) Dir ist auch wohl. Du schläfst dort, wo der Cactus als Unkraut wächst, wo der Atlas ewig beschneit in die Wolken dringt, wo der Samum durch die Wüste weht und der Schakal und der Beduine durch die Nacht streicht. — Vielleicht hat der Schakal auch Dein Grab

gefunden. Armer Andreas, Du konntest nicht französischer Marschall werden!

Dich, Diego (es war Dein Spottname), hatte die Natur zu allem Großen ausgestattet; sie hatte Dir auch ein Herz gegeben — liebreich, und einen leichten — — Sinn, ach! einen leichten Sinn, der an Sonnenfäden nach den Wolken klomm. Ein Weib vollendete Dein Unglück. — Eine Zeit lang warst Du Ehrenbürger der Londoner Kings-Bench und Liebhaber einer Schauspielerin vom Haymarket-Theater. Später sagten sie, man habe Dich nach Botany-Bay gebracht, um dort Naturrecht zu studiren und Deine geographischen Kenntnisse zu erweitern. Du hast gewiß nur aus Hunger gestohlen oder Schulden gemacht, um die neue Oper zu sehen, oder eine Sängerin zu beschenken. Du bist in Botany-Bay — also auch so gut wie todt! Gott gesegne Dir das sechste Glas! Einen solchen Trank hast Du dort sicherlich nicht. —

Und jetzt noch ein siebentes Glas vom ganzen Herzen! Es gilt Dir, theurer Wilhelm — Wilhelm Hauff — seliger Träumer im Bremer Raths-

keller, liebenswürdiger, engelgleicher Satan. Du warst jugendlich froh, ein Dichter voll Liebe und Leben, glücklicher Gatte, beseligter Vater; aber Alles nur kurze Zeit! Es war wieder ein Fieber — nun gut! Deinen Todestag werd' ich nie vergessen. Dir das letzte Glas des Rheinweins, den Du so göttlich besangst. — Und jetzt das Glas an die Wand, daß die Scherben herumfliegen wie goldene Funken und — Amen!

So monologisirte ich — ich hatte das Haupt auf die Hand gestützt und blickte trüb und düster vor mich nieder — die Lichter waren herabgebrannt, die Stube dunkel. Ich wollte mich aufraffen aus diesem Brüten — ich blickte empor — wie ward mir? Da saßen sie Alle auf ihren Stühlen, die ich genannt, bleiche, fahle Gestalten, mit eingesunkenen Augen und hohlen Blicken, Moderduft ausathmend, und starrten mich an und reichten mir schweigend die Hände.

Sie waren gekommen auf meine Beschwörung, sie waren gefolgt meinem Rufe, sie saßen mit mir vor dem düster brennenden Weinachtsbaum.

Mich aber erfaßte kein Schauder, mich durchloderte die Freude — ich dachte nicht an Tod und Leben — ich hatte sie wieder, die geliebten, befreundeten Gestalten, ich jauchzte Willkommen und weinte und reichte ihnen Allen die Hände.

Ein Fall, ein schrillender Ton — der Spuk war zerstoben. Ich hatte die Flasche vom Tische geworfen, sie lag am Boden zerschmettert. —

Es war Alles nur ein Traum — ich saß da allein vor dem Tische — keine Hand hielt die meinige erfaßt.

Diesem peinigenden Gefühle mußte ich mich entringen — es war mir fast unheimlich in der Stube.

Ich stand auf, ging eine Weile hin und her, steckte frische Lichter an den Baum und trat dann ans Fenster. —

Drüben alle Fenster erleuchtet; auch die dritte Etage, die luftigen Dachstübchen. Ein armer Flickschneider bewohnte sie mit Frau und sieben Kindern. Er hatte ihnen auch einen Weihnachtsbaum angezündet. Wie er's vermocht, weiß Gott.

Sauer genug muß es dem armen Manne geworden sein. Er hat gewiß schon mondenlang vorher die Nächte durch gearbeitet und durch tausend und abermaltausend Nadelstiche Lumpen in tragbare Kleider verwandelt.

Und ich beneidete an diesem Abend diesen Mann! — Der Mensch ist doch ein närrischer Kauz! —

Da fuhr mir plötzlich ein gescheidter Gedanke durch den Kopf. Ich trat an mein Bureau und öffnete ein geheimes Fach. — Darin lagen: getrocknete Blumen, Haarlocken, Schleifen, Briefchen auf rosa, blauem und grünem Papier. Alles Geschenke des verflossenen Jahres, die ich entweder erbettelt oder gestohlen.

Kommt heraus, sagte ich, es gelüstet mich, ein Wort mit diesen Thebanern zu sprechen. Ich will mit Euch ein Auto-da-fé halten!

Zuerst kamen die Blumen daran. Sie waren gut ausgetrocknet, wie in einem Herbarium. Narcissen, Rosen, Nelken, Veilchen: all dergleichen, was die barfüßigen Blumenmädchen zum Kaufe herumtragen.

So manche Blume hatte an einer schönen Brust geruht, ich hatte darum gebettelt — lange gebettelt, hatte geschworen, sie ewig meinem Stammbuch einzuverleiben, und — sie endlich erhalten!

Ich habe sie richtig in mein Portefeuille gelegt, das kann die weiße Seide bezeugen, woran sie ihren Saft ausquetschten. Aber an demselben Busen hat in der nächsten Stunde eine andere Blume geprangt und um diese Blume hat wieder ein Anderer gebettelt, ganz auf die Art wie ich — und hat die Blume erhalten — und hat sie in das Portefeuille gelegt, gerade wie ich, und sie hat sich in der Seide grün und gelb abgedrückt, gerade wie bei mir. Das ist das Loos u. s. w.

Allons! Kommt, meine lieben Thébaner, Ihr Zöglinge eines barfüßigen Blumenmädchens! Der neue Lenz bringt eine neue Generation Eures Schlages. Ihr sollt meine Stube parfümiren — sterbet den Flammentod! —

„Weine nicht, daß deine Blumen modern,
Daß der Frühling scheidet voll von Schmerz:
Laß die Flamme nur vom Altar lodern
Und zur Asche brennen dieses Herz!“

Ich hielt sie über das Licht — sie flackerten lustig empor! Graue Wölkchen umwoben meine Zimmerdecke.

— Jetzt kam eine Locke daran — ob blond, ob braun, ich weiß es nicht mehr; aber reich und dicht und parfümirt. — Ich habe lange um diese Locke gebettelt; ich sagte damals: diese Locke wird, so lange ich lebe, auf meinem Herzen ruhen, und wie leicht wird dann das Leben erscheinen; und senken sie mich einstens hinab ins Grab, wo ich mit meinen Schmerzen ruhen werde, o wie leicht ruht dann auf meinem Herzen die Erde. — So etwas Aehnliches war es; aber gereimt, vielleicht auch ungereimt! — Das war Alles gut, vielleicht auch wahr. — Jedoch hatte die Locke wenigstens zwanzig Vorgänger, die auf dieselbe Art erbettelt und abgeschnitten worden waren. — Es ist eine schöne Sache um einen guten Haarwuchs! An Deiner Stelle, liebe Locke, wächst bereits eine andere — nimm es mir nicht übel — muß auch der Körper sterben, doch der Cherub wird zum Gott. Sei

Du Brama ein süßer Opferduft — ich lege Dich weinend auf seinen Altar.

Aber ich muß doch als ehrlicher Mann gestehen, daß die parfümirte Locke bei lebendigem Leibe besser geduftet hat, als die verbrannte.

Das ist eine Sache für sich, dafür ward sie aber auch verklärt und schwebt höchst wahrscheinlich bei Berenice's Haarzopf am Sternenhimmel.

Nun kamen Briefe an die Reihe — orthographische und weniger orthographische — daran stößt sich aber das Jahrhundert der Humanität und Aufklärung nicht! Sie waren sehr interessanten Inhaltes, z. B.: „Ew. Wohlgeboren haben uns gestern durch Mittheilung Ihres Gedichtes in der That entzückt; Mutter und Adolphine vergossen Thränen u. s. w." — „Wie sehr, verehrter Herr und Freund, muß ich bedauern, von Ihrer gütigen Einladung keinen Gebrauch machen zu können, da die Tante leichtsinnigerweise eine Invitation bei der Commissionsräthin Schwertschnabel angenommen, wo ich schon mit Herrn Referendarius Schellfisch zur ersten Galoppe engagirt bin u. s. w." — „Sie

Bösewicht! schicken Sie mir sogleich den Einen Handschuh zurück, den Sie genommen; denn Eduard hat seine Abwesenheit bemerkt und könnte leicht glauben — obwohl mein Verhältniß zu ihm keineswegs von der Art ist, daß eine dauernde Vermuthung daran geknüpft werden könnte — jedoch aber — Sie sind schauderhaft u. s. w." — „Wiederholen Sie dieses Wort noch einmal, aber ohne sarkastisches Lächeln; ich weiß nicht, was Sie darunter ausdrücken wollen. Ist das heutige Lustspiel zum Lachen? u. s. w." — „Verzeihung, Ew. Wohlgeboren, daß ich Ihnen unbekannt bin. Aber was macht Emil? Er kommt manchmal zu Ihnen, wie er mir sagt. Ich habe ihn seit drei Tagen nicht gesehen. Sollte es wegen des Herrn Oberlieutenants sein, so sagen Sie ihm, daß ich an dem Kutscher schuldlos bin. Wem konnte so etwas einfallen. Mama hat diesen dummen Streich gemacht. Ihre Sie unbekannterweise hochschätzende Freundin A. B." — „Schmollen Sie noch immer? wenn sehe ich sie wieder? Ach ich war nicht theilnahmlos, nicht herzlos, wie Sie mich schalten,

sondern nur erschöpft vom gestrigen Thé dansant. Heute bin ich ruhiger. Willst Du nach den Nachtigallen fragen, die mit u. s. w."

— Es war genug! Kommt her, Ihr Briefsteller eines Liebenden, aus Herrn Basse's Officin,

Ich weih' Euch dem Verderben
Und, um verklärt zu werden, müßt Ihr sterben.

Sie wanderten in die Flammen — es entwickelte sich ein Feuer aus ihnen, das ich ihnen nicht zugetraut hätte, und dennoch hatten sie mich wenige Monden zuvor in Gluth versetzt. O! was ist der Mensch für ein närrischer Kauz!

Nun kamen Gedichte daran — meine Gedichte (ich lüge nicht!); es war Fleisch von meinem Fleisch und Bein von meinem Bein. Aber es war beschlossen; ich wollte heut auch gegen mich wüthen!

Es waren Gedichte, die ich im Brande der Begeisterung und in einsamen Stunden an renomirte Schönheiten der Stadt gerichtet hatte — die ich aber aus Mangel an Gelegenheit oder Muth

nicht an den Mann oder eigentlich an die Frau gebracht hatte. Das Feuer war seitdem verflogen — nun seid Ihr wenigstens gut zu einem Feuerwerk! Deutschland wird — glaubt mir das sicherlich — deshalb die Juden nicht früher emancipiren, weil es Euch nicht gelesen hat. Sträubt Euch nicht, ergebt Euch in Euer Loos — hätt' ichs mit mehreren Eurer Vorgänger so gethan — mir wäre besser! Und sie brannten. — Aber in die Harmonie der süßen Schwärmerei dröhnen ja fast immer rauhe Dissonanzen der Wirksamkeit. Ein Gelärm auf den Straßen lockte mich ans Fenster.

In der ersten Etage gegenüber spielten sie vierhändig bei offenem Fenster den Walzer: „Mein schönster Tag in Baden," und auf der Straße prügelten sich zwei Betrunkene auch vierhändig. O Lebensprosa, o Weihnachtsabend, o Junggesellenstand, o Weihnachtsbescheerung!

Es klopfte an meine Thür. Der Hausknecht kam herein und brachte ein Packet. „Da hat Sie ein Mädchen unten ein Packet für Ihnen abgegeben," sagte er und ging.

Ich riß Siegel und Bindfaden auf — heiliger Gott! was sah ich? — Es waren Weihnachtsgeschenke darin. Ein gestickter Hosenträger — ein Cigarrenetui — eine Tasche für den Hausschlüssel (gewiß eine Anspielung!), eine Brieftasche u. s. w. Also doch eine Weihnachtsbescheerung!

Alter Junge, so bist du doch nicht von Gott und der Welt verlassen; so gibt es noch Herzen, die für dich schlagen in deiner Einsamkeit!

Victoria, die Menschenherzen sollen leben! O! wie war ich so thörigt, an der Theilnahme, an der Liebe, an dem Andenken zu verzweifeln! Ich war nahe daran, mich einen Esel zu schelten —; aber ich nannte mich einen Glücklichen. —

An jedem dieser Geschenke war eine Devise angeheftet — jede Devise von einer andern Hand. Ich kannte diese Hände und ihre Züge! Diese Schriftzüge waren auch Herzenszüge! Ihr edlen Seelen — ich wurde sentimental; aber ich war in der That gerührt, ob solcher Theilnahme, solcher Aufmerksamkeit! Das Blatt, welches um den Hosenträger gewickelt war, enthielt die Worte:

„Trägst Du den Hosenträger an Deiner Brust,
So war die Arbeit mir eine Lust.“

Nicht ganz logisch, dacht' ich — aber nicht übel. Es war der blonden heitern Amalie Handschrift — zwar nicht kalligraphisch; aber was fragt die Liebe nach Kalligraphie und Sanskrit.

Ein rothes Blättchen auf dem Cigarrenetui enthielt die Worte:

„Mit Ihren Liebesschwüren machen Sie viel Wind, das denk' ich auch,
Aber aus dem Winde entsteht der Rauch.“

Etwas sublim, sagte ich zu mir, nicht ganz verständlich zwar; aber doch wunderbar und ganz gut gemeint. An dem W, welches wie ein B aussah erkannte ich Fanny's Handschrift, der lieblichen Fanny, die wie eine Bajadere tanzte und schmollen konnte wie eine kaum aufgeblühte Rosenknospe.

Habe Dank, edle Seele, rief ich, habe Dank wie sehr habe ich Dein Herz, Dein tiefes sinniges Gemüth verkannt!

Die Hausschlüsseltasche hatte eine etwas rigorose Devise!

„Kommen Sie nicht zu spät nach Haus,
Sonst ist's mit meinem Glauben aus."

Das war freilich wenig poetisch! Was kann ich dafür, daß die Abende immer kürzer werden, je länger man im Kreise guter Freunde sitzen bleibt. Aber Clara, die schlanke, schmachtende Clara, war ein sehr häusliches Mädchen, wohl erzogen, ihrer Eltern Freunde, arbeitsam, sittsam — sie mußte jeden Mann in der Ehe glücklich machen. Und welch eine Pflegerin in der Krankheit fand ihr einstiger Gatte an ihr! — Gut war sie — sehr gut! Wer ihr vertraut, hat gut gebaut. —

Nun kam die Ueberschrift von der Brieftasche:

„O möchte sie stets voll Banknoten sein —
Und notiren Sie nur meinen Namen hinein!"

Das war Pauline, eine liebenswürdige Schauspielerin. Ich weiß schon, worauf sich das bezog. Sie war, was nicht in der Art ist, sehr sparsam und sehnte sich hinweg von den Bretern, die die

Welt bedeuten. Sie hatte mir oft alles Ernstes vorgehalten, daß ich mehr ausgebe als einnehme — worauf ich ihr antwortete: daß dies nicht meine Schuld sei, sondern nur derjenigen Leute, die sich das gefallen ließen. — Aber es war gut gemeint, herzlich gemeint. —

Die edlen Seelen! Ich weidete mich lange an der Stickerei, den bunten Farben der herrlichen Dessins. Und das Alles hatten die lieben Mädchen mit ihren zarten, rosigen Fingern beim Kerzenlicht gefertigt, hatten sich den Schlaf abgedarbt, hatten — o! ich Bösewicht, war ich denn so vieler Liebe werth, verdiente ich solche Aufmerksamkeit, solche Aufopferung?

Ich glaube, mir trat beinahe eine Thräne in das Auge. —

„Wein her!“ rief ich, daß die Stube wiederhallte — „Wein her! Eure Gesundheit, Ihr edlen, holdseligen Jungfrauen, muß ich trinken. Die Lebendigen sollen leben — sie nur geben uns Freuden, nicht die Todten; fort mit den Todten und der Erinnerung an sie!“

Ich lief zum Schranke, holte eine Flasche Champagner (Jacqueson, qualité supérieure), entkorkte den Feuergeist, breitete die Geschenke vor mir aus und trank nun die Gesundheit aller meiner lieben, schönen, treuherzigen Mädchen. Ich ließ die ganze Welt leben, ich drückte alle Menschen an meine Brust. Ich leerte die ganze Flasche.

Zuerst galt es Amalien, der lieblichen, sanften Amalie. Sie hatte Herz und Sinn auf dem rechten Flecke, war nicht putzsüchtig und geschwätzig, aber heiter und sinnig. Die könnte einen Mann wohl glücklich machen — dacht' ich. Willst du die heirathen, alter Knabe? Nun wir wollen sehen.

Nun kam Fanny daran — sie war bei weitem schöner als Amalie, glühende Augen, wie Raketen, Purpurwangen und ein Mund, ein Mund, von dem man stundenlang das unbedeutendste Zeug anhören konnte, blos um ihn zu sehen. Freilich tanzte sie zu viel; sie war die Ballkönigin, um die sich die jungen Tanzautomaten rissen,

und ich mußte befürchten, daß sie mir einmal vom Balle als Charpie nach Hause kam. Doch nein! Ist sie erst meine Frau, so muß sie tanzen, wie ich pfeife, und bleibe ich zu Hause, so bleibt sie auch daheim. Freilich schmollte sie auch so gern, aber das macht sie gerade überaus reizend; man war schon daran gewöhnt, man glaubte es ihr nicht, wenn sie sich böse stellte. Und dann sagen ja die Leute, das Schmollen sei die **sauce piquante** einer wohlconditionirten Ehe, und in jeder anständigen Familie hat die Frau, nebst andern Luxusartikeln, auch ein Schmollstübchen. — Nun wir wollen uns die Sache überlegen. Eile mit Weile. **Chi va piano, va sano.**

Und Clara, die schlanke, schmachtende Clara.

„Honig fließt von ihren Lippen,
Und auf wem ihre Liebe ruht —
Der schifft durch des Lebens Klippen
Lächelnd ob der Stürme Wuth.“

Ja Clara war gut, engelgut, theilnahmvoll, und was die Hauptsache — sie blieb gewiß treu.

Das ist ein Gegenstand, der besondere Berücksichtigung verdient. —

Pauline, die dramatische Künstlerin, die mich und Andere so oft von den Bretern herab entzückt hat, ein öffentlicher Charakter, eine historische Person, ein junges und schon berühmtes Mädchen. O, das Berühmte hat an den Frauen einen ganz besondern Reiz. Habt Ihr es nicht gesehen, wie sich alte und junge Herren um die beliebte Sängerin, Schauspielerin, Tänzerin gruppiren, drängen — wie sie an ihrem Triumphwagen ziehen, nach einem Blick, einem Lächeln lechzen, wie der Stockfisch am Strande? Und eine solche Perle ihnen Allen wegzufischen, darin liegt ein Triumph! Zudem war Pauline ein Muster ihres Standes, unbescholten, wohlerzogen, häuslich, unterrichtet, voll geselliger Talente, das war ein Mädchen, das — wenn auch die Jugendblüthe schwand — doch ewig jung blieb! Ja Pauline mit dem schelmischen und doch wieder so ernsten Augen!

Wie gesagt: wie wollen sehen! — Ich hatte also die Auswahl unter Vieren! Glücklicher Kerl,

sagte ich zu mir und umarmte mich. Welche aber sollte ich nehmen? Der Bräutigam war da — und auch vier Bräute; aber welche war die Braut?

Gott soll entscheiden, rief ich begeistert, oder das Schicksal — der Zufall; nennt es, wie ihr wollt. Ich nahm vier Blättchen Papier, schrieb darauf die Namen der vier Mädchen, warf diese (die Blättchen nämlich!) in ein Kelchglas, schüttelte sie durcheinander, drückte die Augen zu und zog — das große Loos, das große Loos; wenn auch nicht immer das große, doch das lange Loos. —

Ich seufzte angstbeklommen tief auf — entfaltete das Blatt: es war Clara's Zettel.

Also Clara! rief ich — nun in Gottes Namen! Das ist nämlich so mein Stoßseufzer, wenn ich etwas Dummes unternehme; thu' ich etwas Gescheidtes, so sag' ich gewöhnlich: in des Teufels Namen! Das ist aber nur so eine Angewöhnung. —

Also Clara hießen wir von nun an. Ein schöner Name, Clara! die Helle, Lichte; — sie sollte

mir meinen Lebenspfad, die Nacht voll Sorgen und Bekümmernissen erhellen, mich erleuchten, wo mir vielleicht etwas dunkel war.

Nun in Gottes Namen!

„Dieses Haus steht in Gottes Hand,
Zu Sancta Clara wird's genannt.“

— Es war beschlossen — abgemacht. Morgen wollte ich ihr schreiben — am ersten Feiertage, am Christtage ihr Herz und Hand anbieten.

Keine Zweifel, keine Einwürfe, keine Besorgnisse. Diesmal oder nie! Es war abgemacht.—

Indessen war es zwei Uhr nach Mitternacht geworden. Die wechselvolle Aufregung, das Ueberspringen von Wehmuth zur Freude hatte mich angegriffen, dazu der viele Wein. Ich war müde, die Natur forderte ihre Rechte.

Ich löschte den Weihnachtsbaum aus, der mir heute noch so schön geleuchtet, und suchte mein Lager. Liebe und Wein hatten mich berauscht. Ich schlief wie ein Gott.

Erst um 9 Uhr erwachte ich und schüttelte die Träume von mir.

Richtig, da auf dem Tische lagen die Geschenke ausgebreitet, es war also keine Täuschung gewesen. Ich betrachtete sie lächelnd. Die Hausschlüsseltasche war mit Vergißmeinnicht gestickt — so blau, so blau, wie Clara's Augen! —

Der Umschlag des Packetes lag noch auf dem Boden. Ich hob ihn auf — ein Briefchen fiel heraus — das hatte ich gestern gar nicht bemerkt.

Die Ueberschrift war an mich — richtig — ich öffnete das feine Siegel.

„Wohlgebohrner Herr! Verehrter Freund!

Fido savant!“

Fido savant! Was heißt das? — Sollte wahrscheinlich „Confident“ lauten. Ich las weiter: „Da wir keine sichere Person haben, der wir uns anvertrauen könnten, so rechnen wir auf Ihre Discretion und belästigen Sie mit einer Bitte. Wir haben mit Ihrem Freunde Emil gewettet, daß wir ihm insgesammt etwas zu Weihnachten bescheeren würden, und halten hiermit Wort. Haben Sie die Güte, die Einlage an ihn zu befördern.

Zu Gegendiensten bereit und mit Hochachtung Ihre ergebensten

Amalie, Fanny, Clara, Pauline."

So! sagte ich, und mein Gesicht mochte bedeutend lang geworden sein. Also nicht dir galt all' der Plunderkram? Hm! Auch gut — man sucht sich zu trösten. Also Emil'n wurden diese zarten Weiheopfer zugedacht! Emil war zwar mein Freund, aber ein Windhund erster Sorte. Er machte allen Damen die Cour, tanzte wie ein Gott, hatte jeden Tag ein Paar neue Glacéhandschuhe und den bestgebürsteten Frack an. Zudem machte er auch schlechte Gedichte und sang alle seine Eroberungen an — und die Damen — sie glaubten an seinen poetischen Unsinn. **Habeat sibi!** — Er war einer solchen Huldigung werth — ich beneidete ihn nicht. Vier auf einmal und zu gleicher Zeit — was müssen das für Herzen sein, recht genügsame, recht verträgliche, kosmopolitische Herzen, Gott segne sie!

Ich nahm ein Blatt Papier und schrieb an Emil:

„Guten Morgen. Du bist ein Esel! Hier erhältst Du auch einige Weihnachtsgeschenke. Herzlich Dein Carl.“

Ich rief den Aufwärter und schickte den Plunder an die Adresse — ich — als **Postillon d'amour**.

Dann stellte ich mich vor den Spiegel und brach in ein lautes Gelächter aus. Aber ich zog dabei doch ein saures Gesicht; doch das sind Privatangelegenheiten, die hier weiter nicht in Betracht kommen.

Es pochte an die Thür, ein Bursche trat herein — er brachte die Schneiderrechnung von einem halben Jahre und wünschte mir vergnügte Feiertage. Ich verabreicht ihm ein Trinkgeld und sagte: Schön! Er legte die Rechnung auf den Tisch und ging.

Fünf Minuten darauf pochte es wieder. „Herein!“

Es war der Schuhmacherjunge, gleichfalls mit einer Rechnung.

Dorthin, sagte ich, **ad acta** und deutete auf den Tisch.

Er legte das Papier mit einer Bedeutsamkeit hin, wie Elisabeth das Todesurtheil Maria's in Davison's Hände. —

Zwei Minuten darauf pochte es zum dritten Male. Es war der Küper aus der Weinhandlung. Er brachte eine Flasche feinsten Sillery, als Weihnachtsgeschenk, aber auch die Vierteljahrsrechnung. Schweigend, wie er kam, entfernte er sich. —

Warum so viel Weh, rief ich, als ich allein war, zusammengepreßt in den Raum weniger Minuten? O Schicksal! O Weihnachtsfreude!

Da polterte es fürchterlich vor der Thür, eine Schnarre lärmte und eine fürchterliche Stimme wie Donnergetöse und Nachtgeheul erhob sich und sang:

„Gesegnet sei, Du lieber Christ,
Daß Du uns heut' geboren bist!"

Satanas! rief ich, wer stört auf so barbarische Weise meine Morgenmeditationen?

Ich riß die Thür auf. Zwei Männer standen draußen.

„Mer sein die Nachtwächter, liebes Herr=

chen, und bitten Sie um einen heiligen Christ!"

Da — da — scheert euch zum Teufel, Ihr Kabylen.

Gleich darauf pocht es wieder, — es war der Thürmer des Stadtviertels — er brachte seine Gratulation vor. Ich begriff nicht, was ich mit Leipzigs Thürmen zu schaffen habe, meinetwegen können sie einfallen, nur nicht nach der Seite meiner Wohnung hin — indeß ich zahlte und er ging.

Rasch hinter ihm kam der Schornsteinfeger — dann der Barbier — Letzterer war Dichter — er sprach einen Reim, während er das Messer wetzte, und schnitt mir eine zwei Zoll lange Wunde in das Kinn. So mußte ich Armer also in jeder Hinsicht bluten an diesem verwünschten Tage.

Ich stillte das Blut mit eau de Cologne und kleidete mich an. Ich wollte das verfluchte Haus verlassen, in dem mir seit gestern nichts als Unheil wiederfahren war. —

Da trippelte es draußen und pochte ganz sachte

an. Es waren die Kinder meines Hauswirthes — geschmückt wie Palmeselein. Sie wischten sich die Näschen, traten vor mich hin und begannen unisono:

„Der heil'ge Christ zur Weihnachtszeit
Den guten Kindern nur erscheint,
Die gern und fleißig die Schul' besuchen,
Bescheert er mit Aepfel, Nüss' und Kuchen,
Und die den Eltern gehorsam sein,
Die kriegen auch noch Spielerei'n.
Gelobt sei Jesus Christus, Amen!"

Nach dem Amen, welches lang gedehnt wurde, hielten sie mir die flachen Hände vor. Ich verstand diese Pantomime, als käme sie von der Taglioni, beschenkte die liebenswürdigen Vampyre und sie hüpften lärmend zur Stube hinaus.

Nun wird es wohl zu Ende sein — sprach ich tief aufathmend und setzte den Hut auf.

Nein! Es pocht ziemlich heftig, die Thür flog rasch auf, ein junger Mann von 18 Jahren brach herein. Er trug einen blonden, flordünnen Schnurrbart, Sporen, Reitgerte und eine Cravate, die ihm bis an die Unterlippe reichte.

„Habe ich die Ehre“ — sagte er nach einer leichten Verbeugung.

— Ja — Sie haben die Ehre. —

„Ich möchte gern einige Gedichte in Ihre Zeitschrift einrücken lassen.“

— Es thut mir leid, unterbrach ich den Fürchterlichen — ich nehme in der Regel wenig Gedichte auf — bin schon versehen, zudem mache ich selbst zuweilen —

„O, bei den meinigen werden Sie gewiß eine Ausnahme machen — ich hoffe, Sie sollen Ihrem Blatte zur Zierde gereichen. Nur muß ich um schleunigsten Abdruck bitten, da sie einer Dame gewidmet sind. Erlauben Sie, daß ich Ihnen dieselben vorlese —.“

— Ich bitte um Entschuldigung — wie Sie sehen, bin ich sehr pressirt, ich muß — ich muß (mir fiel es gerade ein!) ich muß zu einem Patienten.

„Nur einen Augenblick,“ drängte der Wütherich, „es sind nur sechs Gedichte, nicht allzu-

lang, von 15 bis 20 Strophen. Ich werde sehr rasch lesen."

Er warf die Reitgerte auf den Tisch, fuhr mit der Fingergabel durch sein struppiges Haar, öffnete die Nasenflügel und begann mit einer Donnerstimme, daß die Gläser klirrten und die gipserne Diana auf meinem Bureau schwankte.

„Phantasien an Laura."

Und er las die erste Phantasie und las die zweite Phantasie und las die dritte Phantasie und mir wurde jämmerlich zu Muthe.

Und er las die vierte Phantasie und vor meinen Augen nebelte und schwankte es hin und her in Kreisen und Funken. — Ich hielt mich an den Tisch, mein Herz zog sich krampfhaft zusammen. — Er aber las die fünfte Phantasie — mit gesteigerter Wuth — und Eiseskälte überrieselte mich und kalter Schweiß perlte auf meiner Stirn.

Da begann er die sechste Phantasie — im Wirbelkreise drehte sich das Zimmer um mich, ich fühlte es, daß ich ohnmächtig wurde — ich sank zu Boden, während des Fallens aber hatte ich so

viel Besinnung, zu stöhnen: Rufen Sie nach Hilfe — einen Arzt — einen Arzt!

Von da an war ich bewußtlos. Man brachte mich zu Bette; ich verfiel in ein heftiges Fieber. Der Jüngling war — Gottlob fort — aber seine Gedichte hatte er zurückgelassen. —

Erst um 1 Uhr erholte ich mich wieder, stand auf und ging in das Hotel de Russie zu Tische. —

Und das, lieber Leser, waren meine diesjährigen Weihnachtsfreuden.

[illegible] wohl lesen.“

[illegible] mit [illegible]

[illegible]

[illegible] Zimmer, daß die [illegible]

[illegible] die [illegible] zweite Phantasie und las die [illegible] mir wurde jämmerlich zu Muthe.

Und er las die vierte Phantasie und vor meinen Augen nebelte und schwankte es hin und her in Kreisen und Ranken. — Ich hielt mich an den Tisch, mein Herz zog sich krampfhaft zusammen. — Er aber las die fünfte Phantasie — mit gesteigerter Wuth — und Eiseskälte überrieselte mich und kalter Schweiß perlte auf meiner Stirn.

Da begann er die sechste Phantasie — im Wirbelkreise drehte sich das Zimmer um mich; ich fühlte es, daß ich ohnmächtig wurde — ich sank zu Boden, während des Fallens aber hatte ich so

Maler und Kaufmann.

Novelle.

Der Maler Frank stand Nachmittags vor seiner Staffelei und vollendete das Madonnenbild, welches der Rath Bregelmeier, in der freien Seestadt L**, bei ihm bestellt hatte. Seine jugendliche Gattin war in der Nebenstube beschäftigt. Wie er so hineinsah und sich so hineindachte in das fromme klare Antlitz der Göttlichen, deren Abbild unter seinen Händen entstanden war und ein leichter Zug von Wehmuth, den er wider Willen in die Züge gelegt hatte, immer mehr hervortrat: da erfaßte auch ihn ein banges Gefühl, und ein ernster Blick überflog unwillkürlich sein Leben. — Er hatte sich unter dem Drucke der Armuth und bei einem äußerst beschränkten Unterrichte, doch begabt mit einer heftigen Gluth für die Kunst, zu

dem hinaufgezwungen, was er jetzt war. Immer sagte ihm noch sein bescheidenes Bewußtsein, daß Dasjenige, wozu er Kraft in sich spürte, zu erreichen noch vor ihm liege; denn das äußere Verhältniß des Lebens war bis jetzt hemmend und drückend gegen ihn aufgetreten. Er hatte als zwanzigjähriger Jüngling die Bekanntschaft eines armen, aber in das innere Wesen der Kunst tief eingedrungenen Malers, dessen Fähigkeit aber vielleicht mehr in einer innern glühenden Anschauung, als in der Hervorbringung lag, gemacht; hatte nach seinem bald darauf erfolgten Tode seine einzige schöne und liebenswürdige Tochter zur Gattin genommen, lebte bis jetzt ins sechste Jahr recht liebend und geliebt an ihrer Seite, aber mit häuslichem Mangel kämpfend und in der peinigenden Angst, da er die Hoffnung zu einer Verbesserung seiner Lage nicht vor sich sah, sein höheres Streben unabhängig von dem Modegeschmacke mit der Möglichkeit seiner äußern Ausbildung zu verlieren. — Der Ehestand eines jungen Künstlers, wenn seine Kunst zugleich die Subsistenz desselben abge=

ben muß, ist gemeiniglich ihr Grab, oder wenigstens das seines eigentlichen Berufes; denn an das Verfolgen der angeborenen Richtung, seines Ideals, setzte er gern das eigene bittere Darben; — ein geliebtes Weib aber darben zu sehen, mit dem quälenden Gefühl: die beschränkte Ausübung deiner Kunst ist daran Schuld — dafür opfert er gern diesen sogenannten Eigensinn.

Frank's Genius hatte sich das historische Fach erwählt, in diesem zeigte ihm seine innere Stimme den Beruf. — Schmerzhaft war es ihm, als sein erstes bedeutendes Werk dieser Art nur ein laues Anerkennen fand. Kenner sagten, er lasse mehr ahnen, als er zeige; er deute mehr an, als er ausführe; er habe Phantasie, er fasse tief auf, aber er besitze keine Lebhaftigkeit im Wiedergeben. Er sah sich jetzt in die peinliche Nothwendigkeit versetzt, nach andern Gegenständen der Darstellung zu greifen und auf sogenannte Bestellung zu arbeiten. Zum Portraitiren konnte er sich aber bisher, aus einem wirklich eigenen und *seltenen* Eigensinne, nicht entschließen, so wesentlich auch seine

Lage dadurch verbessert worden wäre. Er glaubte, durch das häufige Nachbilden gewöhnlicher, mitunter ganz gemeiner Menschengesichter, geschehe seinem Ideale Abbruch und dem Fluge seiner Phantasie Zwang. Bis jetzt hatte er blos das Bild seiner Gattin und ihres Vaters, dessen herrliches Greisenhaupt er nach seinem Tode aus seinem Gedächtnisse treu und lebhaft zurückgerufen, vollendet. Jedermann, der nur die Gemälde sah, rühmte sie als sehr vorzüglich in ihrer Art, und Eingeweihte verbürgten ihm in diesem Fache einen hohen Rang. Aber eine von ihm hingeworfene Bemerkung, er würde sich nämlich nur entschließen, höchst interessante Köpfe zu malen, scheuchte Jeden, den es gelüstete, von seiner Hand belebt und verewigt zu sein, zurück, weil eine abschlägige Antwort des eigensinnigen Malers jedenfalls etwas Beschämendes enthalten hätte. Auf diese Art mußte das Drückende seiner Lage mit dem innern Zwiespalt von Sehnen und Verharren, begünstigt noch durch die geringe Kunstliebe seiner Mitbürger und ihre entschiedene Vorliebe für das fremde Verdienst, auch auf seinen

Charakter und seine Geistesstimmung einen unfreundlichen Einfluß haben. Stunden gab es zwar, wo er in den Armen seines Weibes, das er mit aller Gluth und Innigkeit, deren ein so feuriges Gemüth, wie das seine, nur fähig ist, liebte, dieses vergaß; aber Stunden waren es nur und feindlich überraschend kamen die Momente seines äußern Dranges und innern Triebes und ihre Spuren und Folgen blieben Tage und Wochen lang. —

Ein solcher Moment mochte es sein, da er jetzt vor seiner Arbeit stand. Er war den ganzen Tag rastlos fleißig gewesen, um das Bild am folgenden Tage abliefern zu können. Jetzt überfiel ihn zugleich mit der körperlichen Mattigkeit die geistige Abspannung; er sank in den Sessel neben seiner Staffelei, um zu rasten. Wie er noch forschend und prüfend nach dem Gemälde hinaufblickte, schlossen sich ihm unwillkürlich die Augenlieder, und er entschlummerte. Aber ein böser Traum hatte schon im Hinterhalte gelauscht, um den Erschöpften zu fassen, mit dem Menschen frech da zu spielen, wo ihn sein besonnenes Bewußtsein verläßt. Dieser

Traum ist zu sehr in die Geschichte des Malers verwebt und zu einflußreich in seinen Folgen, als daß wir ihn hier übergehen könnten.

Ihn träumte, wie es diesfalls in der Wirklichkeit war, er sitze auf dem Stuhle vor seiner Staffelei, mit dem Gesichte gegen die Thür gekehrt. Angst und Beklemmung lagen auf seiner Seele, Mattigkeit in den Gliedern. Er blickte hin nach dem Betschemel, der unter einem Kreuze, neben dem Brustbilde seiner Gattin stand — und — dort auf dem Betschemel lag er wieder ausgestreckt — und war doch hier — sein Leib schien doppelt geworden zu sein. Jener dort war blaß und entstellt, die Brust offen, das Herz klaffte blutroth aus der Wunde, wie entzweigespalten, und hier in sich fühlte er den unsäglichen Schmerz von dort! Neben ihm kniete seine Gattin, blaß und in Thränen zerflossen; sie rang die Hände und starrte mit dem Ausdrucke brennender Angst nach der Thür. Er vermochte nicht zu athmen, sich nicht zu regen. Jetzt that sich plötzlich die Thür auf: ein hoher Mann, stark und kräftigen Baues, mit großen, schwarzen

Augen, die Züge des braunen Antlitzes scharf und sprechend, trat herein; er hatte einen dunklen Mantel über sein schwarzes Gewand geschlagen, ein Kreuz an einer goldenen Kette glänzte hervor; das Haupt war unbedeckt. Großes Entsetzen lag auf der Brust des Malers. Der Eintretende, dessen Gesicht ihm fremd, aber doch wie durch einen bekannten, langvergessenen Zug ausgezeichnet war, heftete die Augen, mit einer furchtbaren Bedeutung, auf ihn — seine Lippen zuckten zusammen, er breitete seine Rechte gegen den Leib des Malers dort am Schemel — er trat näher und murmelte etwas Dumpfes, Unverständliches, das aber den Maler mit eisigem Grauen übergoß — er schien ihn mit dem Blicke durchbohren zu wollen — und jetzt faßte er plötzlich nach dem knieenden Weibe, riß es vom Boden auf zu sich! — Da stöhnte der Maler im brennendsten Schmerze auf, der Leib dort nach — seine Gattin schrie gellend, als sie der Fremde berührte — in unnennbarer Qual schien ihm die Seele zerbrechen zu wollen — glühend brannte es ihn auf der Stirn: — er erwachte.

Es war sein Weib, das, auf sein Geschrei aus dem Nebenzimmer herbeigeeilt, die Hand an sein Haupt gedrückt hatte. Erschöpft lag er in ihren Armen. Noch zogen die Bilder wirr und dunstig um ihn — seine Brust athmete tief, kalter Schauder lag noch in seinem Nacken. Es dauerte lange, bevor er sich dahin erholte, der Geliebten in abgebrochenen Sätzen den Traum erzählen zu können. Sie tröstete ihn liebevoll und lächelnd, wenn ihr auch die Art des Geträumten und seine Wirkung, deren Heftigkeit noch in seinem Wesen ausgedrückt war, sehr sonderbar erschien.

„Es war ein Traum," antwortete er; „ich weiß es, aber ein Traum, wie lebhaft und schauerlich ich ihn noch nie gehabt: ich könnte ihn vernichtend nennen."

„Erhole Dich," tröstete Elisabeth; „Du scheinst mir krank; tritt hier ans offene Fenster, an die freie Luft, sieh nach der schönen Stadt, zerstreue Dein Gemüth." —

Er blickte theilnahmlos hinaus durch das Fenster auf die Stadt im Abendrothe, der Ernst lag

noch in seinen Zügen, das Unstäte in seinem Blicke. Sie schmiegte sich liebevoll an ihn.

„Mein Geliebter!" fuhr sie fort; „sieh doch hinab auf den schönen Strom, wie er sich heraufwälzt so blau und glänzend; — dort ziehen Schiffe mit vollen Segeln — und dort jenes mit dem blauen Wimpel — sieh! ach, wer doch auch so ein reiches, schönes Schiff besäße!"

Dieser kindliche Wunsch, dieser einfache Ton, dies liebevolle Streben, zu erheitern, rührte den Maler — er blickte freundlich in das fromme Gesicht des Weibes — er lächelte sanft, er drückte ihre Hand.

„Hätten wir doch," fuhr sie fort, „von unsern Fenstern die Aussicht nach der See! Wie muß es herrlich sein, wenn die vielen großen Schiffe kommen und gehen, und der Abend und der Morgen, und die Mondnacht über dem gewaltigen Ocean!"

„Ich sage, nein!" versetzte der Maler, wieder etwas ernster; „das Meer mit seinen endlosen Wogen, seinem dräuenden Bewegen, seinem falschen, tückischen Stillstand — dieser unermeßlichen Ge-

walt, die ruht, um Kraft zu sammeln für das Kraftzertrümmern; das erregt mir immer ein banges, ängstigendes Gefühl. Wie ein Riese blickt es mir entgegen und scheint mich erdrücken zu wollen — dann ist mir, als müsse mit ihm und von dort herüber etwas Gewaltiges noch kommen in mein Leben."

„Aber sprich," lenkte sie ab, „wie solch ein kindischer Traum Dich früher also gewaltig ergreifen konnte? Ich habe Dich nie so zerrüttet gesehen. — Dem Künstler, dächte ich, müßte doch die Traumwelt ganz heimathlich sein — und Du hattest wohl schon früher manchen großartigen, phantastischen Traum."

„Auch ich begreife es nicht," versetzte der Maler; „aber so bedeutungsvoll und schauerlich wichtig tritt die Gestalt vor mich, noch jetzt, wo ich wache, und wo ich auch immer die Blicke hinwenden mag, das Bild des bösen Gastes scheint vor mir zu schweben. Malen könnt' ich ihn, so treu sind mir die Züge gegenwärtig."

Sie verloren sich in wechselweises Gespräch,

aber die frohe Laune war nicht zurückzurufen, so sehr er sich auch mühte, den bösen Geist zu bannen, so sehr sie strebte, eine lächelnde Seite der Unterhaltung abzuringen. Sie sang ihm, um ihn zu zerstreuen, sein Lieblingslied, das er in den Tagen seiner ersten Liebe zu ihr gedichtet hatte und darum besonders werth hielt. Es war folgendes:

Ich möchte gern ein Vöglein sein
Und bunte Flügel haben,
Ich möcht' in Wald und Busch hinein
Und flög' gemuth im Sonnenschein,
Durch manche Au', durch manchen Hain
Zu Dir, in Deiner Nähe Schein,
Wollt' mich bei Dir erlaben:
Ich möchte gern ein Vöglein sein,
Ich wär' ja nur bei Dir allein.

Ich möchte gern ein Zweiglein sein
Von Deiner Blumen Grün;
Ich möchte gern ein Röslein sein —
Möcht' mich an Deiner Brust erfreu'n,
Möcht' weh'n um Deine Wangen rein,
Und schön an Deinem Munde blüh'n —
Ja einst auf Deinem Grab allein,
Wenn d'rüber mild das Vöglein klagt,
Das Moos, die Grabesblume sein. —

„Weiß ich doch nicht," nahm der Maler das Wort, als sie geendigt hatte, „wozu ich den weichen Schluß des Liedes gedichtet, in einer Zeit, wo meine Liebe ja alle Hoffnung hatte. — Wie ich es auch später zu ändern strebte, es ging nicht, als wäre das Grab der letzten Zeilen zusammengewachsen mit den Blumen und Zweigen der ersten."

„Ist's ja doch das Grab," warf seine Gattin ein, „mit dem die Liebe so vertraut ist; die glückliche wünscht sich Dauer bis an seinen Schooß, und die unglückliche kennt ihn als den Ort, der Trost und Vergessen gibt."

2.

Als der Maler Nachts an der Seite seines Weibes schlief, kam der entsetzliche Traum lebhaft und verstärkt wieder über ihn. Laut aufschreiend erwachte er und erweckte dadurch zugleich die Gattin. Sie sank weinend in seine Arme, als er ihr mit bebenden Lippen den Vorfall erzählt hatte. „Du bist krank, sehr krank, Johannes," sagte sie. „Laß mich," entgegnete er, indem er sich losmachte:

„ich weiß, was mir den grimmigen Gast vom Leibe schaffen kann; denn was im Aeußern lebt, ist ferner nicht mehr furchtbar in der innern Welt der Ohnmacht.“ — Er stand auf, zündete die Lampe an und ging in das Arbeitszimmer. — Durch die geöffnete Thür sah ihn sein Weib heftig ein Blatt ergreifen und emsig darauf zeichnen. Der Lampenschimmer zuckte seltsam über sein Gesicht — er holte oft tief gepreßt Athem, die Blicke waren unverwandt auf die Arbeit gerichtet. Lange beobachtete ihn so die Gattin und ließ die drängenden Thränen stumm hervorquellen — bis sie entschlief.

Spät am Morgen erst trat der Maler an das Lager der Schlummernden; er weckte sie. Sehr blaß, aber mit einem freudigen Ausdruck im Gesichte, hielt er ein Blatt in der Hand. „Gebannt,“ rief er, „habe ich den bösen Geist, herausgerufen in das Leben; nun kenne ich ihn — im Schlafe wird er mir nimmer mehr fürchterlich. — Sieh! das sind seine Züge, das der wilde Ausdruck seiner Blicke — gespenstiger zwar noch im Traume, doch das macht, weil da das Seelenlicht geblendet ist.“

Er reichte ihr das Blatt — sie hatte es kaum mit dem ersten Blicke überflogen, als sie mit dem Ausrufe: „heiliger Gott!" erblassend in die Kissen zurücksank; das Bild flatterte auf den Boden.

„Elsbeth!" rief der Maler bestürzt; „um Gott, was ist Dir? Hat der verfluchte Traumgeist auch eine Gewalt über Dich? Nicht genug, mir die Seele zu zerrütten, haucht er auch Dich an mit dem Giftodem? — Sprich! ich beschwöre Dich, was ist geschehen?"

„Nichts," sagte sie, sich erhebend und mit Gewalt ihrer Fassung gebietend; „eine Aehnlichkeit — und ich war ein Kind, Dein Träumen hat mich angesteckt, sonst konnt' ich nimmermehr so schwach sein. — Lache mich aus, Johannes." —

„Von einer Aehnlichkeit sprichst Du, liebe Elsbeth," unterbrach sie der Maler; „von einer Aehnlichkeit? Sage, mit w e m? denn immer bedenklicher wird mir das sonderbare Spiel."

„Die Aehnlichkeit, lieber Mann," erwiderte sie, indem sie aufstand, „wird wohl im Zufall liegen, und mehr noch in meiner Einbildung."

„Aber Du bist bleich geworden," fuhr er fort, „und mühsam birgst Du Deine Bewegung. — Sag' mir nur, was und welche Aehnlichkeit."

„Nun es sei," versetzte sie, fest ihm in die Augen blickend; „der geliebte Gatte wird mich nicht mißverstehen. — Es sind schon neun Jahre seitdem, also lange bevor ich Dich kannte — ich war damals ein funfzehnjähriges Kind — da hatte ich mit einem jungen Menschen, er hieß Heinrich Wolhardt und war Comptoirdiener eines reichen Kaufherrn hier, ein kleines Verständniß. Er war arm, aber gut und geschickt, und hatte mich, wie ich glaube, damals recht lieb. Mein guter, seliger Vater aber sah, wie zwecklos und zeitig ein solches Verhältniß sei, und eröffnete es dem Wolhardt nach seiner barschen Weise. Er verschwand auch bald darauf, man sagte, er sei nach Amerika gegangen. Wehe mochte es ihm gethan haben und ich weinte ihm damals auch nach — bald vergaß aber das kindische Herz. Zwei Jahre darauf kamst Du — und da, mein lieber Johannes, da war Alles gut, wie es noch jetzt ist."

„Mein gutes Weib!“ sagte der Maler und blickte ihr treuherzig in das unbefangene Antlitz.

„Ich habe Dir,“ fuhr sie fort, „bis jetzt nichts erzählt von dem Vorfall, weil er zu unbedeutend ist und ich seiner fast vergessen — und weil ich mich beinahe schämte, seiner vor Dir zu erwähnen; ich wußte selbst nicht, warum. Da sich aber jetzt diese sonderbare Aehnlichkeit gefunden, die mich, ich weiß wieder nicht warum, so erschrecken konnte, da mußte ich Dir's wohl gestehen. Ich kann mich wohl getäuscht haben und schäme mich jetzt des thörichten Schreckens. Aber so kömmt manche unvorhergesehene Erinnerung, die eben, weil man auf ihren Besuch nicht gefaßt war, schreckt, wie es hier leicht erklärlich ist, da Dein böser Traum mit ins Spiel kam.“

Der Maler zog die Gattin an seine Brust. Auf eine unerklärliche Weise war jeder Verdacht, jede Angst, ja selbst die schauerliche Erinnerung an den bösen Traum, aus seiner Seele gewischt. Ihm war, als hätte nur das kleine treue Geständniß seiner Gattin gefehlt, um die seltsame Erregtheit

seiner Phantasie beschwichtigend in ihr Nichts aufzulösen. Liebenswürdiger erschien ihm das Weib, das in einem Augenblicke ein Geständniß vor ihm niederlegte, in welchem sie für dessen ernstere Bedeutung hätte fürchten können.

Er verfügte sich Nachmittags mit dem vollendeten Gemälde zu dem reichen Bregelmeier. Dieser empfing ihn in seinem Kunstsaale, gerade mit der selbstgefälligen Besichtigung seiner Schätze beschäftigt. Der Maler breitete seine Arbeit auf den Tisch. Mit dem Uebermuthe eines Reichen und der dünkelhaften Anmaßung eines Unwissenden, tadelte Bregelmeier das Bild, lobte einige Gemälde von Carlo Dolce, die er an der Wand hatte, und zeigte dem Maler sehr fühlbar den Abstand gegen den italienischen Meister. — Hier wurde des Künstlers Selbstbewußtsein rege — es kam zu einem heftigen Wortwechsel, in welchem der Maler mit der Ignoranz des Rathes nicht ganz schonend verfuhr. Er ließ einen Theil des Tadels seines Werkes zu, maß das Fehlerhafte aber nach seinem richtigen Gefühle mehr der Folge des Mangels an hö-

herer Ausbildung, als dem Abgange von Fähigkeit und Phantasie bei und beharrte mit Erkenntniß auf den Vorzügen desselben. Den Rath verdroß dieses Widersprechen um so mehr, als er seine Unwissenheit erkennen mußte und sich doch nicht gestehen wollte, daß seine Kunstliebe Modesucht und Prahlerei sei.

Aufgeregt und zugleich mit Wehmuth erfüllt über sein Verkanntsein und die Nothwendigkeit, sein ideales Wollen solch ärmlichem Urtheil preisgeben zu müssen, brach der Maler in die Worte aus: „O mein liebes, gutes Bild! Wie hast du doch so klar und vollkommen in meinem Innern gestanden, wo kein Makel an dir war und keine Beschränkniß, und jetzt, wo du hinaustratst in die kalte, unempfängliche Welt, ist dein reiner Glanz verwischt und die Menschen betrachten dich mit jenen Blicken, mit welchen sie die sinnlichen Formen des Lebens und die trockene Gemeinheit überschauen. In der Künstlerbrust ist also nur deine Heimath, und hervorgerufen fällst du den beengenden Schranken des Lebens anheim, mit seinen Irrbeleuchtungen!“

„Das Gemälde,“ nahm der Rath mit erzwungener Gleichmüthigkeit das Wort, „gefällt mir, da ich die Meisterwerke kenne, einmal nicht; hierher in den Bildersaal paßt es nicht, um des nachtheiligen Vergleiches wegen, ich muß es darum in das Schlafgemach meiner Frau hängen. Und hier,“ fuhr er fort, einige Goldstücke auf den Tisch werfend, „ist Ihr verdienter Lohn, wie ich ihn nach meiner Ueberzeugung zu geben vermag.“

Zorn und Ueberraschung banden des Malers Zunge. Der volle Glanz der Abendsonne brach eben herein durch die Fenster und beleuchtete die Gemälde an der Wand, wie im Feuer verklärend. Die bitterste Wehmuth rief ihm zu: Zwischen diesen wirst du nicht prangen! Empört wollte er dem Manne das Gold vor die Füße werfen; da gedachte er aber seines Weibes, das daheim in drückender Noth weilte — da blickten ihn die Bilder liebend und tröstend an, die innere Stimme sagte ihm, daß die Gemeinheit, wenn auch den Schein, doch das innere Wesen seines Bewußtseins nicht rauben könne; die Thränen, die ihm in die

Augen traten, zurückpressend, raffte er das Geld zusammen und stürzte ohne Gruß hinaus.

3.

Seine Gattin saß indeß emsig arbeitend am Stickrahmen. Ein banges und undeutliches Gefühl schien ihr auf der Brust zu liegen. Sie hob das Haupt und blickte, sich zu zerstreuen, hinab auf die Stadt und den Strom; aber das lastende Gefühl blieb. Sie wandte sich gegen den Arbeitstisch ihres Mannes; da lag die Zeichnung noch vom Morgen aufgeschlagen. Mechanisch langte sie darnach und betrachtete das Bild. — Wie ein Blitz durchfuhr sie ein Gedanke. „Wie, wenn ich Dir vielleicht doch Unrecht gethan?" dachte sie; „wenn Du vielleicht meiner noch liebend gedächtest und die Treulose zu erinnern kämest in einer seltsamen Traumbildung?" Sie verlor sich immer mehr und mehr im Rückerinnern und Muthmaßen. „Wer weiß, wo er jetzt wandelt," flüsterte ihr das unruhig gewordene Herz zu, „und sich vielleicht sehnt nach der, die seiner so bald vergessen;

oder ob ihn die Wellen schon begruben in dem kalten Schooße, und der Arme keine Seele hat, die gedenkt, daß er gelebt und geliebt?" Die Augen des Bildes schienen sie voll Vorwurf anzublicken. — „Vergib," sagte sie, der Wehmuth bereits hingegeben, „weiß ja der arme Mensch so oft nicht, wohin er soll auf seinen Kreuzwegen — und das Weib, das Kind, wird der gute Heinrich nicht verdammen!" Eine einzelne Thräne stahl sich in ihr Auge — sie zerdrückte sie rasch und zugleich kehrte sie zum Bewußtsein zurück. „Ich habe einen geliebten, liebenden Gatten — und weine?" dachte sie. — Sie bestrebte sich mit aller Gewalt, dem Drange ihrer Phantasie zu widerstehen; aber immer kam beim Anblicke des Bildes die Erinnerung wieder mit der Wehmuth und ein sie beschleichendes Zagen. Sie legte das Bild seitab und bannte sich wieder fest an ihre Arbeit.

Der Maler kam zurück. Sein innerer Groll machte sich Luft in Klagen über sein dunkles Mißgeschick. An der Brust seines Weibes wollte er sie ausströmen, aber das Lächeln der Geliebten, die

kräftiger als der Mann das Bittere des Mangels ertrug, erschütterte ihn mehr, als es ihre Thränen gethan haben würden. „O ein schwerer, finsterer Geist,“ grollte er, „liegt auf den Früchten meiner Kunst; hier ist der armselige Lohn für die Anstrengung zweier Monate, kaum zureichend, die Miethe zu bezahlen. — Ich danke Dir, mein Weib, daß Du mir keine Kinder geboren hast; vielleicht hätte ich sie in die Nothwendigkeit versetzen müssen, auch das Loos ihres Vaters zu erben.“ —

Sein innerer Zwiespalt ward wieder rege — das bleiche Mißtrauen in seine Fähigkeit beschlich ihn — das Verzagen und Grollen mit seinem Schicksale drängte heftiger — nur des besonnenen Weibes Trost richtete ihn wieder auf. „Sollte auch Alles brechen,“ sagte er endlich, „so bleibt mir ja Deine Liebe! Die arme Kunst muß ja so oft arm und ungekannt, ungeliebt durch das kalte Leben gehen und nach dem Feuer in der Brust des Schaffenden fragt Keiner. Wie oft muß nicht eine reine, verheißende Flamme im Innern verglühen und die Außenwelt, die doch der sichtbare Schau=

platz für sie ist, wird oft so schroff und abstoßend.“ Er trat an die Wand vor sein vorzüglichstes, gelungenstes Gemälde, ein Altarblatt, die Grablegung Christi vorstellend. Er sah mit dem Ausdrucke unnennbarer Wehmuth hinauf. Mit dem Anblicken seines Gebildes kam auch das Wohlgefallen daran, die Liebe zu seiner Kunst wieder. „Dem kalten Leben werde ich nichts abringen,“ sprach er; „in dir wohl nur liegt mein Trost. Dich habe ich an der Brust getragen, wie die Mutter ihr geliebtes Kind, und darum, wenn all die Herrlichkeit, der geheime Zauber von Welt und Jenseits, der mich aus dir und durch dich anspricht, kein Wahn ist, so lässest du mich nicht untergehen. In Traum und Wachen ward mir ein schönes Ziel voll Ruhm verheißen, die Flügel hob ich nach dem Heiligsten und habe gerungen und dich immer gestellt und gehalten als das Höchste. — Sänftige und gleiche du das sehnsuchtglühende Herz aus mit der Welt, ich will es dann erkennen und nicht verzweifeln.“

„Vielleicht hast Du,“ unterbrach den Tiefge-

rührten sein Weib, „dem stolzen Herrn zu heftig widersprochen?"

„Und das sollte ich vielleicht nicht," entgegnete Frank; „sollte da noch an mich halten, wo man mir das kostbarste Gut, ja meine Seele selbst, denn die Kunst ist es, mit rohen Händen anfaßte? — Das fühlst Du nicht, mein Weib, und das verträgt der Künstler nicht. Nur der Unberufene, Erbärmliche, der Freches versucht, kann das willig dulden. Frank wäre kein Künstler, hätte er sich der aufgeregten Stimme widersetzt. — Bettelnd will ich wandern von Thür zu Thür, nur laßt mir mein Bewußtsein unangefochten und," fügte er mit glänzenden Augen hinzu, „Dich, mein geliebtes Weib!"

„Du wirst vergessen," sagte sie, „schon nach einigen Tagen und neuerdings streben nach Deinem Ziele — vielleicht findet sich doch ein Kenner und Käufer zu dem Altarbilde, der es nach dem Werthe bezahlt. Der stolze Rathsherr, der Dir den Sündenlohn dafür geboten, soll es aber nicht haben, und wenn wir die bitterste Noth leiden sollten."

„Mein gutes Weib," entgegnete der Maler bewegt, „auch das drückt schwer, was schon da ist. — Du hattest die Hoffnung auf eine freudenvolle, sorgenlose Zukunft auf mich gesetzt — Du kannst sie fordern — ich habe Dich getäuscht und Du begehrst sie mit keinem Laute." Seine Augen wurden trüber.

„Du bist ein Kind," tröstete sie; „mir fehlt doch nichts — ich habe Deine Liebe und mit ihr die freudenvolle Welt — und Du hast ein liebendes Weib, das Deinen Werth erkennt und schätzt. Und," fügte sie lächelnd hinzu, „Dir sollte auch nichts fehlen."

„Du bist mein Engel!" rief er und drückte sie liebend an sich; „und ich sehe, daß mir Beides noth thut zu meinem Leben: Deine Liebe und meine Kunst." Jetzt gewahrte er, seitwärts blickend, die Zeichnung auf dem Tische. „Vielleicht bist du," sagte er lächelnd, indem er sie betrachtete, „der böse Geist meines Mißlingens? Und wenn du früher ungekannt verderbend über mir waltetest, hast du dein Dasein jetzt im Traume zu erkennen ge-

geben?" Da bemerkte er aber, daß seine Gattin die Augen niedergeschlagen hatte, und befürchtend, er habe etwas für ihr weiches Gefühl Verletzendes gesprochen, verwies er sich, indem er sagte: „Nein! was beschuldige ich thöricht Einen, der vielleicht nie gelebt, oder gar nie geliebt, dessen, was mir die Lebenden anthun?"

4.

Mehrere Tage vergingen, die häusliche Lage des Malers ward immer drückender. Da brach er, im Geheim für sich, um die Gattin das Opfer, welches er mehr für sie brachte, nicht fühlen zu lassen, seinen stolzen Willen und überwand seine Abneigung. Er entschloß sich, zu portraitiren. Mit diesem Vorsatze hatte er in einem stark besuchten Gasthofe seine Karte abgegeben, um die einkehrenden Fremden aufmerksam zu machen; denn gegen seine Bekannten die gegebene Erklärung zurückzunehmen, daran hinderte ihn die Scham. Zu stolz war er auch, durch solch einen widersprechenden Schritt, wenn er durch das Nachbilden jener Per=

sonen, die er damals ausgeschlossen zu haben schien, seinem Vorsatze treulos ward, zu zeigen, als wolle er durch gemeine Schmeichelei täuschen. Willkommen war es ihm darum, als der Aufwärter jenes Gasthofes erschien und ihn zu einem reichen Kaufmanne, der eben aus Amerika gekommen wäre, beschied. Er meldete seinem Weibe den Ruf, ohne ihr den Zweck zu verrathen, und ging. — Mehrere reich gekleidete Bedienten, Mohren und Mulatten standen im Vorsaal; sie wiesen den Maler in das Gemach des Kaufherrn. Frank pochte an und trat nach dem Rufe hinein. Aber mit dem Tritte über die Schwelle übermannte ihn plötzlich ein so erschlaffendes Gefühl, daß er nur mit bebender Stimme sein Dasein ankündigen konnte. Zum Glücke saß der Kaufmann mit dem Rücken gegen die Thür. Er bat den Maler, Platz zu nehmen, und entschuldigte sich, daß er noch erst einige höchst nöthige Unterschriften zu vollenden habe; aber die Stimme, unbekannt, doch schauerlich ungewöhnlich, schnitt dem Maler durch die Seele. Er vermochte kein Wort zu erwiedern.

„Man hat mir viel Rühmliches,“ nahm der Fremde, noch immer schreibend, wieder das Wort, „von Ihnen gesagt; — Ihr eigenthümliches Kunststreben und Ihre Abneigung gegen das Abbilden kam an der Gasttafel zur Sprache; doch entschuldigt wohl die Erklärung Ihrer Karte, welche mir der Wirth zustellte, meine Freiheit.“

„Rücksichten,“ entgegnete der Maler, der sich indeß gefaßt hatte, aber noch immer schwebend stand zwischen Erwartung und unerklärlicher Furcht, „Rücksichten haben mich bewogen, von dem Entschlusse, mich blos dem Historienfache zu widmen, abzugehen.“

„Wenn es Ihnen gefällig wäre,“ hub der Fremde wieder an, indem er die Feder niederlegte, „so könnten wir vielleicht heute noch beginnen?“ Bei diesen Worten stand er auf und trat vor Frank.

Das Wort, das dieser bereits auf den Lippen hatte, erstarb, eine furchtbare Blässe flog über sein Gesicht — der Odem stockte ihm, die Kniee

wollten brechen. — Er war es, das furchtbare Abbild seines Traumes, dieses Gesicht, dieses Auge, dieser Klang der Stimme! — Selbst der Fremde schien über den Eindruck, den er erregt hatte, betroffen; mit wirren Blicken sah ihn der Maler an. — „Sie sind wohl hier geboren in L**?“ nahm der Kaufmann nach einer langen, gepreßten Pause das Wort. „Nein!“ stammelte Frank, „doch meine Gattin ist eines Malers Engelbrecht Tochter“ — er sprach das Wort nicht ganz aus. „Gut! gut!“ fiel der Fremde, verwirrt sich abwendend, ein und fuhr dann fort: — „Ich dächte, wir könnten sogleich beginnen.“ — Da überflog den Maler wie ein Blitz ein Gedanke und mit dem Gedanken kam der Muth, sich Licht zu verschaffen. Jetzt glaubte er den Fremden in seiner Gewalt. Er trat näher — er blickte ihm fest in die Augen, sie leuchteten milder und feierlicher, als in der Traumgestalt — er gestand ihm den Grund seines seltsamen Betragens, er erzählte ihm den Traum. Ernst wurde des Kaufmanns Gesicht, und jetzt lag auch ein Ausdruck des Bildes in ihm. Der Maler hatte

schreckliche Gewißheit. „Das ist Wolhardt,“ rief seine Ueberzeugung.

„Das Bild,“ fuhr er mit stockendem Odem fort, „hat noch sonst durch eine Aehnlichkeit Bedeutung für mich.“ „Ich wüßte nicht,“ entgegnete der Fremde betroffen; „vierzehn Tage sind es seit Ihrem seltsamen Traume, ich bin doch erst seit drei Tagen hier, also wenn ich voraussetzen wollte, daß Sie mich irgendwo gesehen und ich einen unangenehmen Eindruck auf Sie gemacht — doch,“ unterbrach er sich, „kann wohl das Bild am besten entscheiden, in wiefern die Aehnlichkeit Täuschung ist, und Sie würden mich darum sehr verbinden, wenn Sie mich morgen damit besuchen wollten.“

„Die Zeichnung ist unbedeutend,“ entschuldigte Frank; „ganz flüchtig entworfen.“

„Gleichviel,“ erwiederte der Fremde und zwang sich zum Lächeln; „die Sache ist zu interessant, als daß ich Sie nicht recht innig darum bitten sollte.“ — Er drückte ihm die Hand. Kalter Schauer, wie eine Todesahnung, überliefen den Maler — er

taumelte hinaus, bewußtlos die Treppe hinab. „Du hast geträumt,“ sagte es dumpf in ihm, „ach! wohl mehr, als geträumt!“

Seine Gattin fühlte indeß recht schwer das Drückende der Einsamkeit, die, wenn ein beunruhigender Gedanke einmal losgelassen ist in der Seele, stets einförmig in ihm herumbrütet. — Sie betrachtete, um sich zu zerstreuen, die Landschaft vor dem Fenster. Die Bilder an den Wänden — Alles nahm ein dunkles Colorit an — die Züge ihres Gemäldes schienen ihr weinend verzogen — das Antlitz ihres Gatten dort verblaßt. Bewußtlos starrte sie auf das Altargemälde, da schienen die Gestalten hervorzutreten aus der Fläche und Regung kam in die bleichen Mienen. — Ihr ward schauerlich im Gemache — zum Fenster flog sie und wollte gewaltsam dem Drange gebieten; sie wollte singen, unwillkürlich stimmte sie an: „Auf treuem Grab’ auch —“ da stürmte es die Treppe herauf, und odemlos, Blässe und Verstörung im Gesichte, stürzte der Maler herein in ihre Arme. Er verbarg das zuckende Herz an ihrer Brust.

„Er ist's!" rief er, „er ist's, der Fürchterliche — er lebt! O mein Weib! mein Weib!" Seine Stimme brach herab zum lauten Schluchzen, die Thränen glitten auf seines Weibes Brust.

„Wer?" rief sie vernichtet; „wer?" und eine Ahnung flog schon in ihre Seele.

„Dort," stöhnte er zwischen Thränen, doch das Auge rollte und wild verzogen war das männlich-schöne Gesicht; „dort!" er deutete auf das Blatt. Sie faßte darnach, er entriß es ihr. „Du, Furchtbarer, du!" rief er mit schrecklichem Ausdrucke, „das sind deine Blicke, deine Mienen, dein gespenstisch Wesen. Aber reißt mir das Herz aus der Brust, zertrümmert mein Kunstideal, zertretet meine Gebilde; — nur mein Weib, mein Weib laß mir, allmächtiger Gott, oder ich muß verzweifeln!" Er lag wieder im unsäglichsten Schmerze weinend an ihrer Brust. — Da raffte das Weib wieder seine Kraft auf, hier, wo es sah, daß der Mann herrabbrach — der eigene furchtbare Drang ward ihr leicht, es galt, den Gatten aufzurichten. Sie gebot ihrem Schmerze, sie gab ihm die süße-

sten, beruhigendsten Worte. Endlich vermochte er, ihr den Vorfall zu erzählen.

Als er geendigt hatte, begann sie mit schonendem Vorwurfe: „Und das konnte Dich so ergreifen, mein Geliebter? Und wenn es auch wäre, was doch nicht bestimmt ist — die Liebe Deines Weibes kann Dir ja kein Gott entreißen, um wie viel weniger ein seltsamer Fremdling, der nur im Traume verderbend gewaltet. Ich legte unbesorgt das Geständniß einer vorübergehenden Jugendliebe in Deine Brust; zweifelst Du an meiner Aufrichtigkeit? Würde ich's wohl gethan haben, wenn mein Herz noch an Jenem hinge? Johannes, Du hast ja ein treues Weib!"

„Nicht, Du gute, edle Seele!" nahm der Maler das Wort, „daß ich an Dir zweifelte — das wäre Sünde; aber die unnennbare Angst, daß Dich eine dunkle Gewalt von meiner Brust reißen könnte, dieser gespenstische Zusammenhang, diese finstere Ahnung, die mir wie ein Riese aus der Zukunft herüberragt — das Alles drückt mir die Seele nieder, wie ich auch kämpfen mag."

„Hast Du den Glauben," tröstete sie, „an Gott, Deine Kunst und an Dein Weib, — sprich, was kann Dich dann gefährden? Diese drei umschließen ja Deine Welt; kein Traum, keine Macht kann Dir die nehmen. Doch ich staune wahrlich, wenn ich bedenke, was mit Dir seit Kurzem vorgegangen ist — Du bist so zaghaft geworden, möchte ich sagen, und der Stolz und das Selbstvertrauen sind nicht mehr die alten."

„Ein dunkler Geist," entgegnete er, „treibt sein heimlich Spiel mit mir — die Geringschätzung der Menschen begann mich zu vernichten, und jetzt hat sich das finstere Reich des verborgen waltenden Verhängnisses gegen mich aufgelehnt."

„Ließest Du Dich," nahm sie wieder das Wort, „in Gegenwart des Fremden erschüttern durch Deine falsche Bestürzung, so hast Du nach meiner Ansicht gefehlt. Du solltest stolz vor ihn treten, um so stolzer, wenn es jener Wolhardt war. Groß sollte er den Gatten seiner ersten Geliebten sehen — nicht bedauern: bewundern sollte er ihn. Du solltest auch mir nichts vergeben, er muß mich benei-

den! Beglückt hast Du Dein Weib durch Deine Liebe; und fühlen die Menschen erst ihr eindrucksvolles Gewicht auf uns, dann gebrauchen sie es auch.“

„O, ich bin reich!“ jauchzte der Maler auf bei diesen Worten. „Ich habe Dich, Du Herrliche — und darum verwünscht sei meine Phantasie und diese kleinliche Angst. Und was ist auch viel Schauerliches an ihm? — Ja, ich will morgen hingehen mit dem Bilde, will vor ihn treten und mein Blick, meine Miene sollen sagen: die Herrliche, die Du geliebt, ist mein Weib; sei stolz auf Deine erste Liebe, wie ich es jetzt bin auf mein Glück, das ich nicht tausche gegen all' Deine Schätze.“

5.

Als sich der Maler am folgenden Tage zu dem Fremden begab, ward er von diesem sehr zuvorkommend empfangen. Wenn sein neuerlicher Anblick den Künstler mit einer heimlichen Scheu, deren er, trotz seines festen Willens, nicht ganz Herr werden konnte, erfüllte, so besaß des Fremden Be-

tragen dagegen wieder so viel Einnehmendes, der Ton seiner Stimme so viel Herzlichkeit, daß es nur einer viertelstündigen Unterredung bedurfte, um die Unruhe Frank's mit seinem schauerlichen Gaste beinahe vollends auszusöhnen. Das Wechselseitige ihrer Unterredung nahm bald den Charakter des Zutraulichen an, um so mehr, als der Kaufmann einzelne Scenen seines vielbewegten Lebens erzählte, aus denen durchgängig ein besserer Geist sprach. Mit sichtbarer Vorliebe ging das tief empfängliche Gemüth des Fremden ein in den Ideengang des Malers und die Kunstansichten des Letztern fanden einen zwar ungeweihten, aber höchst liebentbrannten Verehrer. Es war vielleicht das erste Mal, daß Frank einen geistvollen Menschen fand, der mit so viel Innigkeit und Uebereinstimmung auf seine Idealwelt blickte und ein harmonisches Innere verrieth, wie es der Maler bisher vergebens gewünscht hatte. — So weit war es gekommen und so weit schon des Künstlers Vertrauen gediehen, ohne daß noch des Bildes erwähnt worden war. Unbefangen that es nun der Fremde, nicht ohne

Zagen reichte Frank ihm die Zeichnung. Scheinbar gleichgültig überflog sie der Kaufmann, aber forschend warf er einige Blicke hinüber nach dem Maler.

„Ich gestehe es," nahm er endlich rasch das Wort, „die Aehnlichkeit ist überraschend; für einen Künstler, der geträumt hat, das Bild nach einem qualvollen Traume entworfen und jetzt das böse Wesen seines Traumes verkörpert vor sich sieht, ist mir ihr gestriges Betragen ganz erklärlich — um so mehr, wenn ich bedenke, daß Sie mich nie gesehen haben können, weil ich nie in dieser Stadt war." —

„Also ganz fremd?" unterbrach ihn Frank und schöpfte freier Athem.

„Wohl," sagte der Kaufmann flüchtig; „wir lassen es darum für einen Zufall gelten, den ich übrigens ganz glücklich nenne, weil er mir das Vergnügen Ihrer nähern Bekanntschaft geschenkt hat. Eine Bitte aber müssen Sie mir gewähren, nämlich die, mir das Bild zu lassen."

Frank entschuldigte die Mangelhaftigkeit und den Unwerth seiner Arbeit. „Gleichviel," wider=

legte der Kaufmann; „das Sonderbare daran reizt mich — es ist das erste bedeutende Ereigniß, jetzt wo ich, nach mehrjähriger Entfernung von Europa, unter so bedeutend veränderten Verhältnissen hier ans Land steige; fordern Sie jeden Preis — mir wird keiner zu hoch sein; doch darüber wollen wir noch später sprechen.“

Es war indessen Abend geworden, der Kaufmann ließ auftragen und nöthigte den Maler, zu bleiben. Unter frohem, treuherzigem Gespräche verfloß die Zeit, und in des Malers Brust, dem schon früher die Ueberzeugung sich aufgedrungen hatte, daß der Fremde nicht der besorgte Nebenbuhler sei, regte sich nun, als er dessen Geist und Herz immer klarer, reiner und harmonischer sich entfalten sah, der Wunsch, einen solchen Freund zu besitzen. Er schwärmte von seiner Kunst, von Italien, seiner Ausbildung; ohne Scheu legte er, befeuert durch die Gluth des Weines, Wünsche und Hoffnungen vor ihm nieder, der gegenseitig wieder Scenen seiner Reisen, klare Weltansichten und den sehr erhabenen, obgleich unhaltbaren Grundsatz aussprach,

alle Menschen nämlich für gut zu halten und in diesem Maße zu behandeln, weil, nach seiner Ansicht, das Böse in der Menschenwillkür stets in dem oft widersprechenden, hemmenden und drängenden Einflusse der Lebensverhältnisse, dem Zusammentreffen heterogener Vorsätze und Verfolgen jedes einzelnen Zweckes zu suchen sei. „Das tausendste Mal wollen uns," sagte er, „die Menschen nicht Uebles thun; aber sie verfolgen ihre Bahn und kommen unwissend in störende Berührung mit der unsern, sie haben das erste Glied einer Kette erfaßt, das letzte ist ihr Ziel, nach dem sie streben und streben müssen; ach! sie haben es oft nicht vorausgesehen und sind nicht Schuld daran, daß Andere mit den mittlern Gliedern in Berührung stehen, deren wechselseitige Bande sie zerreißen müssen, oft willenlos zerreißen." Gelegentlich der Gespräche über die Kunst, richtete er an Frank die Frage, ob er für seinen Pinsel noch keine Scene des gewaltigen Elementes, das ihnen zur Seite, voll nächtlicher Klarheit und Ruhe, vor dem Fenster lag — entlehnt habe? „Ich habe unlängst,"

fügte er hinzu, „ein Gemälde gesehen, vorstellend einen Seesturm mit all' seinen Schrecken und Erhabenheiten, dessen Treue und Lebendigkeit mich gleichmäßig so ergriffen, daß ich, wie damals, als ich zum ersten Male auf Cuba landete im Sonnenuntergange, ausrief: „Warum ich doch wohl kein Maler bin!!" —

Unverhohlen berührte der Maler den unerfreulichen Eindruck, den die See auf ihn hervorbringe, und gestand offen, daß, vorausgesetzt, er wäre im Stande, dies Gefühl zu überwinden, er doch zuversichtlich glaube, wie ihm jeder Versuch dieser Art mißlingen würde. „In meinem stillen Arbeitssaale," sprach er, „treten einzeln und feierlich die Geister der Menschen und die Formen vor meine Seele, sie gehorchen meinem Pinsel — ihr Bleiben ist beständig, ihr erwärmend Feuer mild; die Gewalt des Elementes, schauerlich und unstätt, scheint mich zu erdrücken."

„So ging es auch mir," versetzte der Kaufmann, „als ich das erste Mal mich mitten im unbegrenzten Oceane befand auf einem Schiffe, das

eine Muschel ist gegen die Unermeßlichkeit, und darin der Mensch, wie ein Infusionsthierchen — aber der Gedanke, daß er wie ein Polype die Arme seines Geistes weit hinüberstreckt von Gestaden zu Gestaden und so diese Größe umfaßt hält, gibt ein eigenes, großes Vertrauen; als ich dann ganz das Herrliche, das erhaben Wilde, das schauerlich Milde gefaßt hatte, goß mir der Anblick Entzücken, Trost und Ruhe in die Seele, obgleich mein Glück blos dem Wunsche und dem Zufall anheimgestellt war, und jetzt noch muß ich gestehen, daß mir nirgends wohler ward, als in der hohen See."

Die Mitternacht war noch nicht gekommen, und beide Männer waren schon Freunde geworden aus der innigsten Ueberzeugung ihrer Seele. Sie tranken im Taumel ihrer Begeisterung auf ihr wechselseitiges Wohl, der Fremde stieß auf Frank's Kunst an — und unbekannter Weise auf das Wohl seiner Gattin. „Ich habe auch geliebt," fügte er leise hinzu, „und liebe noch — doch die ist für mich todt!"

„Todt?“ fragte der Maler gespannt.

„Todt!“ wiederholte der Fremde; „meine Liebe habe ich getragen über das Weltmeer hinüber und wieder zurück: die Liebende fand ich nimmermehr; doch,“ unterbrach er sich, „die Liebe und die Treue, sie reuen mich nicht — es ist besser, daß es nicht anders geworden — ich habe einen Stern mehr im Gemüthe. — Doch das Bild,“ sprach er, rasch ablenkend, „behalte ich wohl?“

„Immerhin,“ rief freudig der Maler; „erst durch den Besitzer erhält es Werth. Zur Erinnerung an die schöne Stunde, in der ich mir einen Freund gewonnen, würde ich aber das trefflichste Werk meiner Hand gewählt haben.“

„Freund?“ rief der Kaufmann, freudig aufspringend; „Du hast mich Freund genannt und ich täusche mich nicht, wenn ich das Wort nehme in seinem höchsten Sinne? — Von dem Augenblicke an, als ich Dich zum ersten Male sah, war dies mein einziges Bestreben.“ — Er drückte ihn in Liebe und Rührung an die Brust. — Auch der Maler gab sich in inniger Treue seiner Umarmung

hin. „Willkommen also," rief endlich der Fremde; „der erste Bund ist geschlossen — nur weihend wird — ich fühle es, das spätere Leben noch hinzutreten; wir sind — o sprich auch Du es freudig aus, einander werth. — Du hast mich beschenkt," fuhr er nach einer Weile fort, „doppelt beschenkt; ich vermochte Dir nur Eines wiederzugeben: Herz für Herz — aber für das Bildchen hier, das ich höher achte, als das Meisterwerk eines gefeierten Meisters, habe ich nichts. Das Geld, das der Handelsmann besitzt, ist ihm ja gemein mit so vielen Gemeinen der Erde — nicht so Deine Kunst — und dennoch habe ich nichts Anderes zu geben, nichts Höheres. Nimm darum Gold, ich beschwöre Dich, ich flehe darum. Sieh nur auf den Willen, nicht auf die Gabe: der Freund theilt mit dem Freunde das Geringe; Deine Kunst kannst Du nicht theilen — aber darum verachte den Willen nicht! Das Hohe in Dir soll, so will es Dein Freund, dem Du mit dem Rechte der Liebe auch dieses gegeben — nimmermehr sich dem fügen, was der Geschmack der Welt wählt —

des Freundes, des Künstlers Leben soll unabhängig sein, und seine Schöpfungen mögen von nun an nur dem eigenen Geiste gehorchen, der sie hervorruft." — Er drückte ihm eine Geldbörse in die Hand, ohne daß es der Maler hindern konnte. „Und morgen besuche ich Dich," fügte er rasch, noch immer an seinem Halse, hinzu; „ich lerne Dich, edle, reine Seele, noch näher kennen aus Deinen Gebilden; und diesen Herbst noch geht es nach Italien. — Staune nicht! Dich hat der Drang getrieben, wie mich — Du fandest mich, ich suchte Dich — rasch ist mein Feuer — es überströmt schnell — o wüßtest Du, wie mir ein Freund noth thut: und Du bist es ja. Ja, Du bist es!" rief er mit Entzücken aus. — Des Malers Augen glänzten — wie im Taumel war ihm Alles gekommen — so schnell, so überraschend — er konnte dem Gefühle nicht Wort und Gedanken geben — aber die Liebe, die in des Fremden Blick und Worten lag, riß ihn unwiderstehlich an seine Brust. — Die Mitternachtsstunde schlug. „Hörst Du die geheimnißvolle Feier unsers Bundes?"

rief der Fremde; „die heil'ge Mitternacht weiht sie mit den ernsten Tönen. — Vermagst Du es noch nicht ganz zu sein, so werde mein Freund, ich bin schon der Deinige. Ich habe bereits so viel Edles von Dir gehört — ich habe Dich erforscht, o, meine Seelenkenntniß ist scharf: und — nicht will ich Dir's verhehlen, ein innerer, reiner Drang treibt mich in dieser Liebe zu Dir! — Jetzt schlaf wohl! — Deine Gattin wird Deiner harren, vielleicht besorgt. Wir sehen uns morgen."

Frank ging in einem Gemisch von bangem und freudigem Taumel in seine Wohnung zurück.

6.

„Nun kann er bald kommen!" sagte er am folgenden Tage, indem er in das Gemach seiner Gattin trat; „ich habe bereits meine Gemälde geordnet und ins Licht gestellt. Fördere Dich nur mit dem Anzuge, und wenn Dir, geliebtes Weib, auch die Aehnlichkeit im ersten Augenblicke noch so auffallend vorkommt, so erschrecke nicht, denn ich sage Dir, er ist es nicht. Seine Geliebte, gestand

er, wäre todt, und blos die Sehnsucht nach des Freundes Liebe hat ihn an mich geschlossen. Du wirst ihn kennen lernen, ihn, dessen Seele voll Liebe und Größe und Herzlichkeit und Biedersinn ist. Sieh mich, wie jede Furcht, jede Erinnerung an den Traum aus meiner Seele gewichen ist — und jetzt dank' ich's ja dem Traume, dem ich gezürnt, daß ich solchen herrlichen Gewinn errungen."

„Gestorben also?" erwiederte die Gattin — und, ja gestorben! seufzte es leise in ihr. Sie vollendete den Putz. „Du bist blaß," begann der Maler wieder, da tönte aber die Klingel am Flur und er stürzte durch den Arbeitssaal hinaus, um den Kommenden zu empfangen.

Sie blieb allein, sie vermochte voll unnennbarer Beklemmung nicht zu folgen, ungestüm wogte ihr Busen — es trieb sie zum Fenster nach Luft, sie lehnte das glühende Antlitz an die kalten Scheiben, sie starrte bewußtlos hinab auf den Strom — ihre Seele war festgebannt, qualvoll festgebannt in dem Gemache neben ihr.

Jetzt bewillkommte der Maler den Fremden im

Saale — jetzt hörte sie seine Stimme. „Gott!" lispelte sie und fuhr zusammen, und Angst fesselte den Odem.

Der Fremde umarmte den Maler bei seinem Eintritte. Rasch, mit ächtem Kunstfeier schritt er zur Betrachtung der Gemälde. — Ernst weilte er vor einzelnen Bildern; mit Entzücken lobte er jenes, in stummer Bewunderung lauschte er, mit angehaltenem Odem, auf die Züge dieses. Lautlos, freudig sich weidend an dem Genusse des Betrachtenden, selbst entzückt, als er sah, wie der Fremde am längsten sinnend und forschend da verweilte, wohin er nach seinem Gefühle den tiefsten, reinsten Ausdruck gelegt, und darin das verwandte Gemüth erkennend, stand der Maler, nur mühsam Meister seiner lauten Freude. Jetzt trat der Fremde vor Frank's Meisterbild — mit dem Ausdrucke gespannter Aufmerksamkeit und tiefer Rührung weilten seine Blicke darauf — und jetzt stürzte er begeistert in die Arme des Freundes, mit dem Ausrufe: „O mein herrlicher, theurer Bruder!" Unnennbar freudig gerührt hing der Maler an sei-

nem Halse. Da traf der Blick des Fremden seitwärts Elisabeth's Portrait und mit dem lauten Ausrufe: „Das ist Deine Gattin!" stürzte er vor dasselbe. — Bei diesen Worten erwachte diese im Nebengemache aus ihrem Hinbrüten. Wie ein Blitz überlief sie die ganze Gewalt dieser Worte. — „Ich war noch ein Kind," sagte sie stumm und in namenloser Angst vor sich; „aber ich habe Dir doch ewige Treue geschworen — Du gingst hoffend —" die Gedanken verflogen ihr wirr und wüst. — „Ja, mein Weib," antwortete Frank, den heftigen Ausruf im glücklichen Rausche für Kunstentzücken nehmend, und rief erst jetzt, die Abwesenheit der Gattin gewahrend, nach ihr. — Sie erbebte bei dem Klange ihres Namens, sie schwankte an die Thür, aber mit dem ersten Tritte über die Schwelle kam ihr Kraft, wie vom Himmel gesandt. So trat sie gefaßt ein und bewillkommte den Fremden. — Sein Blick traf sie und brannte gleich wieder am Boden und flog zurück auf das Bild. Der Künstler schwamm im Taumel seines Glückes. — „Es freut mich," begann nach einer ängstlichen Pause

Heinrich Wolhardt — denn er war es wirklich, „die würdige Gattin meines Freundes" — er stockte — „Du weißt herrlich zu treffen!" wandte er sich an Frank, der freudig redselig die Lücken des Gespräches füllte. —

„Vergib!" sagte er endlich, nachdem in dem langen, qualvollen Zeitraume seine Blicke es nur einmal gewagt hatten, nach dem Urbilde seiner Liebe hinüber zu fliegen — „daß mich jetzt ein wichtiges Geschäft nach der Börse ruft; daß ich nicht hier im Anschauen Deiner Herrlichkeiten meine Wonne nachempfinden kann — und wieder ist mir das Herz hier so voll, daß ich hinaus muß, um den Drang zu erleichtern. Du Herrlicher!" rief er mit Bedeutung, „wer sollte Dich nicht beneiden in Deinem Glücke! Doch nein, Du machst ja auch Andere, auch mich glücklich — ja, Du bist des Höchsten werth. — Jetzt leb' wohl — Morgen kommst Du zu mir: ich will Dich sprechen." — Er verbeugte sich ehrerbietig vor Elisabeth und ging.

Der begeisterte Maler drückte, als er entfernt

war, voll Entzücken sein Weib heftig an die Brust und rief: „Nicht wahr, Geliebte, er ist es nicht? — So hat noch kein Mensch gefühlt für meine Kunst.“ — „Nein!“ sagte sie mit aller Kraft, die ihr das Bewußtsein gab, daß sie jetzt nicht den Glauben des Mannes brechen dürfe, daß sie es nicht vermöge. — „Er und Du,“ jubelte der Maler, „Ihr seid meine Kunst und mit ihr meine Welt.“ Er faßte nach seinem Hute, um in das Freie hinaus zu gehen, seinem Freudendrange Luft zu machen. „Und wenn,“ rief er noch im Abgehen, „wenn es auch Dein gefürchteter Heinrich wäre — ich würde ihn doch eben so liebend an die Brust drücken, wie diesen Fremdling.“

Er ging. — „Er ist es nicht!“ sagte sie dumpf für sich — bewußtlos die Worte nachklingend. Ohne Regung stand sie lange an dem Orte, wo sie Abschied genommen, bis der Drang ihrer verworrenen Gefühle sich gelegt hatte. Sie drückte die Hand an das kalte Herz und lispelte: „Nur fest — auch das wird vielleicht vorübergehen, wie so Vieles. Wie es enden wird,“ seufzte sie,

„das wird er entscheiden: er ist ja edel, er hat meiner sehr, sehr geschont.“

Da hob sie ihr feuchtes Auge zu den Sternen, die draußen am blassen Himmelsbogen heraufzogen. „Dein Arm wird walten,“ betete sie — und wehmüthige Träume spannen sie ein.

7.

Der Mond ging auf über dem Hafen, wie eine feuerrothe Scheibe. Die Wogen brannten, den Horizont begrenzend, bis hinauf zu ihm. Still und lau war die Nacht, melodisch rauschte die Brandung herüber und Millionen Sterne sandten die sehnsüchtigen Blicke nieder vom azurblauen Zelte, in den ewigen unendlichen Spiegel.

Wolhardt lehnte im Fenster seines Gasthofes und blickte hinaus in die phantastische Nacht. Mit unnennbaren Stimmen begann sich seine Sehnsucht zu regen und ihre Saiten erzitterten bei jedem Klange, den die Nacht herübersandte, und ihr Klang ward zur pressenden Wehmuth. Das Auge flog hinüber über die wallende Flut, als suche es

dort etwas jenseits des Horizontes, eine Ruhe, ein Glück; und doch schlug das Herz so bang auf beim Festhalten dieser Ahnung und schien sich hier anzuklammern und die wehmüthigen Töne, wenn auch mit Schmerzen, doch gern zu hören. Da seufzte er tief auf und der Blick zitterte zusammen und die Hand drückte sich an die kalte Stirn. Sie hatte ihn erkannt; er sah es ja an dem ersten Zuge, der über das blasse Gesicht flog. — Sie hatte des armen Heinrich's also nicht vergessen! Der Gedanke hatte bei all seiner Wehmuth doch ein wohlthuendes Gefühl für ihn. Sie schien ihm bei der Kraft, die sie gezeigt und die doch — o er wußte das genau — eine errungene war, größer und herrlicher als er, der sich den Wunsch nicht hatte versagen können, sie zu sehen, ohne das drückende Gefühl, das sein Erscheinen ihr verursachen mußte, zu berücksichtigen! Treulos? Nein, treulos konnte sein Herz sie nicht nennen — er gestand es sich fest, er wußte es, wie der Mann alle Kraft nöthig hat, um selbstständig zu stehen, und das arme Weib, das so oft hülflos, hülfsbedürftig

schwankt, es kann nicht anders, es muß sich an eine treue, liebende Seele schließen. So dachte, so entschuldigte er sie. — „Ich habe genug!“ rief sein Herz, „sie hat meiner nicht vergessen; der Liebe, die ich neun lange Jahre meines mühevollen Lebens hegte, ist sie werth geblieben. — Und hättest du vielleicht eine solche weibliche Seele dort gefunden, wie sie hier ihren Gatten, du wärest leicht mit größerer Schuld dieser Erinnerung treulos geworden.“ Fest in die Brust wollte er darum seine Gluth schließen. Der Maler war nach seiner reinsten Ueberzeugung ihrer werth. — Aber an Beide wollte er von nun an sein Leben und seine Liebe schließen im reinsten Bunde, die Binde sollte fallen zwischen ihm und Frank und dann — entweder hier ewig bei der Geliebten bleiben, oder — weich und bang überflog ihn der Gedanke — dort hinüber, und das große Element, das so oft seinen Schmerz gesänftigt, konnte vielleicht dann auch heilen. Da prasselte der Signalschuß vom Leuchtthurm, und wie ein rother Blitz überflog der Schein das weite Meer, die Lampen traten heraus von

der Höhe, wie sechs brennende Sterne, und ruhig war es wieder, wie vorher. Er blickte noch einmal über die stumme See, wo der Mond bereits den hohen Bogen zog; jetzt rauschte es langsam dumpf, dann murmenld näher und näher, und wachsend und steigend schwoll die Fluth herüber; er schloß das Fenster und zog sich in sein Gemach zurück.

Als der Maler am folgenden Tage bei ihm eintrat, stürzte er voll Rührung an seine Brust und gestand ihm, daß er jener Heinrich Wolhardt sei, den ihm seltsamer Weise der Traum gezeigt, der einst in Liebe gebrannt zu seiner Gattin und jetzt zurückgekehrt sei aus dem gesegneten Welttheile, wo ihm das Glück gelächelt, um die zu wählen, die er noch frei zu finden hoffte. „Ich kam mit meiner Liebe, meinen Hoffnungen," so schloß er, „über das Meer: — doch jetzt, wie ich Dein Glück, Dein reines Walten, den Himmel Eurer Liebe gesehen, da ist die selbstsüchtige Leidenschaft aus meiner Brust gewichen, eine edlere Flamme in dieselbe eingekehrt; und so nehmt mich

hin als den Freund, der von nun an sein ganzes Dasein schließt an das Eure und an Eure Liebe!"

Er preßte den stummen Maler mit Thränen an sich, er fühlte es in heiliger Rührung, daß er groß überwunden, nicht vor der Welt, nein, in seinem Innersten. — „Geh' jetzt," fuhr er fort, „und sag' es Deiner Gattin — ich folge Dir sogleich nach — ich will mit ihr sprechen, daß schnell die Binde auch zwischen uns falle, die vielleicht noch Scheu von ihrer Seite aufrecht hält. — Ich habe Dir viel Vertrauen geschenkt in diesen Worten, doch Du Edler weißt es zu ehren, schließ' auch Deine Seele auf vor mir, und es ist ein heiliger Bund, den wir stiften, den selbst des ewigen Meisters Hand in seiner geheimnißvollen Fügung geleitet hat. — Dann nach Italien, mein geliebter Bruder!" rief er noch und drängte ihn fort. —

Frank trat, im Taumel noch, hinaus auf die Straßen — die Ueberraschung lag ihm unnennbar schwer auf der Brust. „Ich sagte gestern," seufzte er, „wenn er es auch wäre — und nun sage ich: wenn er es doch nicht wäre! Armes Herz voll

Zwiespalt! wer vermag dein Wollen und Verschmähen zu deuten? — Doch es sei!" — Er rief sich dieses mit festem Ernste zu. „Nur ein Theil eines schönen Traumes untergegangen," dachte er, „und vielleicht nichts mehr — ich trete kühn in die Zukunft!" — Er schritt langsam nach seiner Wohnung. —

Elisabeth fühlte es nur zu deutlich, wie unaufhaltsam die Wehmuth hinreißt, hat man sich einmal ihrer Träumerei hingegeben. Unverwandt hingen ihre Gedanken an dem Ereignisse der letzten Tage. Der Einstgeliebte schien ihr getäuscht und und unglücklich gemacht durch sie — und darum zollte sie seinem Loose ihren ganzen Schmerz. Für seine Schmerzen, die sie gelesen zu haben glaubte in den verblichenen Mienen, für seine Treue für den Edelmuth, den er gezeigt gegen ihren Gatten, vermochte sie ihm nichts zu bieten. Sie liebte ihren Johannes ja mit ganzer, inniger Seele. Darum erschienen ihr die Thränen, welche für Jenen flossen, nicht verbrecherisch. „Fließt nur zu," sagte sie; „sein Opfer ist eurer werth." Sie zerdrückte die kalten

Tropfen, die ihr über die Wangen glitten, da trat rasch Frank herein und stand vor ihr. Sein erster Blick gewahrte die verweinten Augen. „Elisabeth!“ rief er; doch das Wort zitterte zurück, er ging in sein Gemach und verschloß sich. — Ein Blitz von Bewußtsein überflog nun den Abgrund des Mißverständnisses, der sich vor ihr aufthat. Sie sprang auf, ihm nach — sie wollte ihm Alles gestehen. „Johannes!“ rief sie und pochte an die Thür — „mein geliebter Johannes!“ rief sie mit der weichsten, flehendsten Stimme — „Johannes!“ zum dritten Male mit vor Schluchzen erdrücktem Tone. Doch es blieb still von innen.

Frank saß vor seinem Schreibtische. Schrecklich war es Licht vor ihm geworden, schrecklich hinter ihm, daß er den Rückblick nicht wagte. So rasch hatte ihn noch kein Traum herabgestürzt. — Und doch, begreifen, glauben konnte, wollte er es nicht. — Kalt schlug ihm das Herz — seine Thränen flossen heiß, ein einziger Seufzer arbeitete sich aus der Brust empor — dann war es stumm. Mit seiner Phantasie irrte ziellos sein Entschluß

umher — endlich ergriff er das Nächste, was seiner bedrängten Seele als das Nöthigste erschien. Er schrieb folgenden Brief an Wolhardt:

„In der Stellung, in welche mich Dein Geständniß versetzt, wirst Du es mir nicht verargen, wenn ich von dem beifolgenden Geschenke keinen Gebrauch machen kann. 36 Goldstücke folgen hier zurück, für die übrigen vier, die ich bereits ausgegeben habe und nicht sogleich zu ersetzen vermag, kannst Du eines meiner Gemälde, welches Du immer willst, wählen und abholen lassen. Verachten wirst Du diesen meinen Schritt nicht — ich kenne Dein Herz und seine Triebe — Du mich! Denn so ist es Pflicht, mein Weib, das mich reich gemacht hat durch seine Liebe, blos durch den Gewinn meines Fleißes zu ernähren. Ich hatte das früher nicht bedacht, und jetzt — doch, warum soll ich es Dir verhehlen? — gibt es nächst uns noch eine dritte Saite, die leicht schmerzlich berührt werden könnte, für sich und auch für uns. — Ich hatte einen schönen Traum begonnen in Deiner

Umarmung, aber sein Nachklang ist mir geblieben; ich weiß, den wirst Du mir rein und ganz lassen. Mit der Reise nach Italien ist es darum auch aus — nach der See lenke ich mein Schiff nicht, wenn die Ahnung mehr für die Gefahr des Sturmes spricht, als der reine Wille des Steuermanns abzuwenden vermag. — Der Trotz, den Du vielleicht in dem hier Gesagten finden möchtest, der ist wahrlich nicht mein böser Wille. Das Bild nimm zum Angedenken und zum Beweise, daß es nur das Schicksal ist, welches sich sichtbar zwischen uns gestellt. Leb' wohl, Freund! Ich sage es so, wie ich es zum ersten Male jauchzte an Deiner Brust.“ —

Er verschloß das Geld in das Schreiben, eilte durch das erste Gemach an seiner Gattin, die im unsäglichsten Schmerze am Fenster lehnte, rasch vorüber, in den Gasthof. Einer von Wolhardt's Bedienten stieß ihm auf, dem gab er den Brief. — Sein ungestümer Geist trug ihn unwillkürlich gegen den Hafen. Als er später gewahrte, wohin ihn seine Schritte lenkten, rief er sich zu: „Gut!

Soll will ich nun das Meer schauen, wie er mir gerathen — hat es in den Tagen meines Friedens mir in die Seele gestürmt, so mag es nun, wo der Sturm im Innern tobt, Ruhe bringen."

Wolhardt war gerade im Begriff, den Freund zu besuchen, als ihm sein Mulatte den Brief überreichte. Er öffnete, die Goldstücke rollten auf den Boden, er las mit pochendem Herzen und in der Hand zitterte das Blatt. „Nein!" rief er aus und in den Augen glänzten ihm Thränen, welche die Rührung und der Schmerz des Verkanntseins hervorgelockt: „So wollte ich es nicht, edle, gute Seele — Du hast mich mißverstanden. — Doch Jeder mißt ja sein Glück und seine Ruhe nach der Stimme seines Herzens, und oft tödten wir es, indem wir heilen wollen. Dein Glaube an mich aber soll Dich nicht getäuscht haben. Ich will fort, fort über das wogende Element — mag es mich begraben! Aber glücklich sollt Ihr werden, Ihr Geliebten, und ohne lästige Mühe — dann, wenn ich fort bin, daß Ihr nicht mehr widerstreben könnet!"

Er setzte sich und antwortete schnell und bestimmt auf den Brief. —

Indessen war Frank weiter gegen die See geschritten und setzte sich vom Hafen entfernt an den Strand. Er sah hinab, wie die Ebbe rollte und sank, und seine Brust wogte und schlug auf und sank, und die matten Blicke flogen hinüber, wo die Sonne wie eine große Purpurblume hinabtauchte über der blau-glühenden Fläche, und Wolkenmassen sich bildeten, hoch hinauf und tief herab sanken in magischer Farbenmischung, in die Fluth. Sein Herz jammerte weinend: „Sie liebt ihn noch und so ist all dein Friede und dieser letzte reine Stern deines Lebens untergegangen?“ — Er schwieg. — „Die Nacht kommt bald!“ tönte es dumpf wie ein Geisterwort in seinem Kopfe. Da prasselten sechs Feuerschlünde vom Fort über die weite Fläche hinüber und von der hohen See tanzte ein Kauffahrer herab mit vollen Segeln — sechs Salven donnerten vor ihm her und flogen pfeifend über die Wogen und von Welle zu Welle zitterte der Blitz. — Die Sonne war gesunken. Nur ein brennender

Schaum blieb zurück an dem Punkte, wo sie geschieden war, wie ein glühendes Mal über dem Grabe. Der Himmel war mit Purpur und dünnem Feuer übergossen, die unendliche Spiegelfläche warf jetzt tausend gigantische Wolkenmassen, in den buntesten, großartigsten Farben, zurück. Da bekam sein Gefühl Regung für das Aeußere und mit weit geöffneten Blicken staunte er hinein in die Herrlichkeit der Natur — er breitete seine Arme aus, entgegen der Pracht, sein Odem ging stiller. Und immer höher und höher thürmten sich im Vorgrund die Purpurmassen, und immer farbiger prangten und sprühten die Wogen. — Da schien sich dort, mitten in dem brennenden Krater, eine Wolke zu regen, Leben zu fassen — sie gestaltete sich zur Form, weiß und licht auf dem Hintergrunde, ein riesiger Leib, ein Menschenantlitz ward sichtbar — wie eine Jungfrauengestalt trat es hervor — kolossal, doch harmonisch in den Zügen; dunkler wurde der Vorgrund der See und der Strand; sie prangte wie allein, den Fuß in den Wogen, das Haupt im blau und roth durchschmolznen Ae-

ther, und jetzt — ein Kranz ward sichtbar in ihrer Rechten, ein Kranz von Lorbeeren, die Augen faßten Leben, sie schritt vor — hinter ihr folgte das Abendroth, wie ein zweites Meer, das zwischen dem ersten und dem Himmel sich aufgebaut — jetzt stand sie — die Fluthen rollten glühend und silbern auf — Wolken umkränzten sie, ein Feuermeer prasselte nun nieder in tausend Funken und Lichtern; die See rauschte wilder empor und der Wind bekam melodische Töne. — „Komm!" rief es mit wunderbarem Laute; „komm!" — und „Ruhe!" tönte es dumpf nach und hohl, und der Kranz flog hinab aus der Hand über die Wogen und flatterte tief in die brennende Fluth hinein, die durchsichtig war wie Glas und durchdringlich wie eine purpurne Luft. „Komm! komm!" tönte es und das Bild zerrann im Nu und hinter ihm schloß sich die unendliche Ferne auf, wie eine flammende Welt, grenzenlos, tief und weit. — Frank schloß geblendet die Augen, denn er wollte vergehen vor Lust und bangem Wehe, vor Zagen und Grauen. Lange saß er stumm und seine innere Welt bildete noch

im endlosen Raume dies phantastische Gebilde nach; — da strich die Nachtluft eisig über seinen Nacken — er öffnete die Augen. Die Nacht lag bereits grau und dämmernd über dem Meer — im Westen wob nur noch ein blaßrother Streif über seiner gesunkenen Phantasiewelt, und hinter der Bucht verkündete ein bleiches Licht den aufgehenden Mond. Er erhob sich rasch und schritt mit freierer Seele nach seiner Behausung.

Elisabeth saß noch in ihrer vernichteten Stimmung, als Wolhardt's Mulatte einen Brief brachte. Sie hielt ihn eine Weile schweigend und überlegend in der Hand, dann stellte sie ihn zurück, mit der Bedeutung, ihr Gatte sei nicht zu Hause, und sie könne das Schreiben in seiner Abwesenheit nicht übernehmen. Bald darauf kam der Diener wieder mit dem mündlichen Auftrage: Wolhardt ließe den Maler bitten, ihm nur eine Viertelstunde zu schenken. Sie versprach, es auszurichten. Endlich trat Frank ein. Mit dem Ausrufe: „mein Johannes!" stürzte sie schluchzend an sein Herz.

Die Vernichtung seines Weibes rührte ihn

tief, er entgegnete mild: „Es ist nichts; ich habe wieder geträumt — schön zwar, doch bin ich zu früh erwacht. Du weißt, ich träume so viel. Und,“ fuhr er mit Innigkeit fort, ihr die Thränen von den Wangen wischend, „Du bleibst mir ja doch mit Deiner Liebe, mein Weib? — Ist nur einmal das drohende Bild fort, so erlischt auch bald wieder die Erinnerung: denn nur die Nähe ist dem schwachen Weibe gefährlich — Entfernung mindert auch die Theilnahme. Dann bist Du wieder ganz mein! — Sieh'! ich bin so arm — ich kann vielleicht nicht ärmer werden!“ — Die letzten Worte hatte er mit bebender Stimme gesprochen.

„Der Fremde,“ hub Elisabeth an, und das ganze Geständniß lag ihr schon auf der Zunge, es bedurfte nur der offenen Erklärung — aber es konnte nicht hervor, denn der Blick des Gatten hatte sich bei dem einzigen Worte umdüstert; „er hat zweimal nach Dir gesandt,“ — fügte sie leise hinzu.

„Der Fremde?“ entgegnete er, und eine Bit-

terkeit legte sich unwillkürlich in seine Stimme — „ja wohl, ein Fremder ist er. — Ich bin ferner nicht zu Hause. — Gute Nacht!" Er küßte sie und ging schlafen. —

Sein erster Blick beim Erwachen flog über seine nun wieder ganz hülflos gewordene Lage. Jetzt drückte ihn die Noth doppelt; er stand nach seinem Gefühle armselig, klein vor seinem Weibe, über dessen Gefühl er bitter zu rechten vermocht hatte, ohne ihr das Nothwendigste bieten zu können. — Er brüttete lange, dann rang er sich zu dem äußersten, schwersten Entschluß empor. Sein Meisterbild, sein geliebtestes Werk, wollte er dem Rathe Bregelmeyer für den geringen dargebotenen Preis überlassen. So wollte er wenigstens den Mangel des Augenblickes decken, bis er wieder Kraft errungen haben würde, neu zu schaffen und zu erwerben. Mit unnennbarer Wehmuth, aber auch mit dem heiligsten Vorsatze ging er hin. Wider sein Erwarten freundlich empfing ihn der Consul. Frank trug seinen Antrag vor. „Recht gern," erwiederte der Rath — „doch für diesmal thut es

mir sehr leid. Ich habe erst vor wenigen Tagen einige niederländische Stücke gekauft, die meinen Saal gerade füllen, und damit für immer meine Sammlung beschlossen. Doch würde ich Ihnen, wenn Sie sonst ihre Abneigung gegen jede anderweitige Beschäftigung zu überwinden vermöchten, einen andern Vorschlag thun. — Ich habe mir nämlich vorgenommen, die Gemächer meines Hauses, ihrem Zwecke gemäß, zierlich ausmalen zu lassen, und will eine bedeutende Summe daran wenden."

„Nicht der Armuth wegen," unterbrach ihn erzürnt der Maler, „verdien' ich Hohn — und nicht sie macht mich tauglich zu einem entehrenden Geschäfte."

„Nicht so rasch, lieber Freund," entgegnete freundlich der Rath. „Ob Sie sich dadurch entehren, will ich hier nicht erörtern, nur so viel: Wer meine Zimmer gemalt, braucht Niemand zu wissen; arbeiten können Sie nach ihrer Lust und Bequemlichkeit; ich zahle Ihnen wöchentlich vier Louisd'or vorhinein. — Das Altarblatt aber,"

fügte er, sich abwendend, hinzu, „kann ich nicht kaufen; wüßte auch sonst Niemanden, der sich dazu verstände.“ —

„Es sei!“ rief Frank nach einer Weile der Ueberlegung, in der die eiserne Nothwendigkeit gesiegt hatte — „ich will Nachmittags beginnen.“ — Freundlich wurde er entlassen. —

Heinrich's Entschluß, Europa zu verlassen, war indeß zur Reife gediehen. Abschied aber mußte er nehmen von dem verschlossenen Freunde, so schwer es ihm auch ward, hinzugehen und sie noch einmal sehen zu müssen.

Doch ins Klare mit ihm mußte er kommen, und dann wollte er gehen — gehen unabänderlich! Er verwendete den Vormittag dazu, mit einem Handlungshause seine Geschäfte in Ordnung zu bringen und über dasjenige zu verfügen, was er der Geliebten zugedacht hatte. Auf den Abend verschob er den Besuch. —

Frank stand bereits auf dem Gerüste in Bregelmeyer's Gemach und pinselte gedankenlos die albernen Verzierungen, die ihm angegeben worden

waren, an die Wände. Ueber seinem Gefühle lag Dumpfheit, vor ihm die neblige Zukunft, in die er nicht wagte, nicht vermochte, einen Blick zu senden.

Da trat der Rath herein, und hinter ihm — war es tückische Rache für die Bitterkeiten, die ihm der gereizte Maler gesagt hatte, oder geistesbeschränkte Gemeinheit — schleppte sein Diener den großen Käfig seines Leibaffen. „Hier," begann der Rath, „ersuche ich Sie, mir das Haus meines Kadu frisch zu übertünchen und auf die Holzschilder einige barokke Thierscenen zu malen." — Frank's Hand entglitt der Pinsel — eine Sekunde blieb er sprach- und regungslos — dann aber flog wie ein Blitz das Entehrende dieser Zumuthung über ihn. Er sprang herab. „Ich habe Sie für alltäglich gehalten," sagte er mit zornbebender Stimme; „jetzt halte ich Sie aber für gemein! — Verflucht aber wäre meine Hand, und verflucht der Pinsel, der mich so entwürdigen sollte!" Die Stimme verging ihm, er schleuderte den Käfig mit dem Fuße zur Seite, ergriff seinen Hut und stürzte fort.

Gegen den Hafen trug ihn bewußtlos sein innerer Drang. „So erniedrigt!" tönte dumpfer Groll in ihm — „doch kann auch diesen Schimpf nur Eines abwaschen!" — Er wand sich durch das Gedränge der Menschen gegen die Rhede. Ein Bekannter stieß ihm auf. Es war der Seemann Schrams. — „Wohin?" fragte dieser scherzend, „auch zur See?" — „Ich will mich zerstreuen," versetzte der Maler. — „Morgen steche auch ich hinein," fuhr Schrams fort, „mit Colonisten nach der Republik Paraguay. Künstler und Soldaten, Handwerker und Aerzte hab ich an Bord: nur ein Maler fehlt," fügte er lächelnd hinzu. — „Wie meinen Sie das?" fragte Frank gespannt. — „Die Ranzion ist respectabel, die die Regierung gibt," erzählte der Schiffer weiter. — „Ist's dort jener Dreidecker," fragte der Maler wieder, gegen die Rhede weisend, „der die Ansiedler nimmt?" — „Der Neptun?" entgegnete Schrams — „nein! doch führt er auch Auswanderer; er, sammt den vier Kauffahrern mit den blauen Flaggen, gehört dem reichen Kaufherrn Wolhardt von Boston.

Sie stechen übermorgen alle in See." — „Und Herr Wolhardt auch?" drängte rasch der Maler. — „Ei freilich," antwortete der Schiffmann, „ich spedirte eben seine Bagage an Bord." — „Dann leben Sie wohl!" rief Frank und riß sich los. Er stürmte zurück gegen die Stadt. — „Er geht!" sprach er vor sich — „Dank ihm! Ist mir doch die Hoffnung eines Besitzes noch geblieben: mein Weib!" —

Elisabeth saß an ihrer Arbeit, da klingelte es draußen am Flur, die Thür sprang auf und Wolhardt trat herein. Er war schwarz gekleidet, an der Brust hing ihm ein goldnes Kreuz. Sie blieb regungslos stehen.

„Erwarten Sie nichts," begann Heinrich mit aller Fassung seiner männlichen Kraft — „was diesen Schrecken, den ich an Ihnen gewahre, rechtfertigen könnte. Ein Fremdling, der Freund Ihres Mannes, steht vor Ihnen. Was bisher vorgefallen — wissen Sie. Ich rechnete wahrlich nicht auf einen so störenden Eindruck meines Erscheinens auf Ihren Gatten. Doch wir brauchen Fassung

und raschen Entschluß! Einer meiner Diener sah Ihren Gemahl mit verstörtem Wesen gegen den Hafen zueilen. Ich habe ihm bereits nachforschen lassen. Es gilt nur, ihn von dem Entschlusse meiner Entfernung zu verständigen. Folgen Sie mir — uns Beiden vereint wird es leichter gelingen.“ —

„Heiliger Gott!“ rief Elisabeth aufspringend, und Besinnung kam in diesem Augenblicke klar und schrecklich über sie.

„Ich will ja nur seine Liebe,“ fuhr Wolhardt fort, „über das Weltmeer mitnehmen, und den Glauben an mich — er soll mich nicht verkennen.“

In bewußtloser Vernichtung schritt Elisabeth an seinem Arme hinaus gegen den Hafen. Nur Ein Gedanke lebte jetzt in ihr — der an ihren Gatten — für alles Andere hatte sie keinen Sinn. Kein Wort kam über ihre Lippen. Ihr Schluchzen, ihre Thränen sprachen ihre Empfindungen allein aus. —

Kaum waren sie fort, so trat Frank aus ei=

ner Seitenstraße gegen seine Wohnung. Seine Mienen trugen nach zwei schrecklichen Tagen den Stempel des Friedlichern, Hoffnungsvollern an sich. Liebend wollte er jetzt mit seinem Weibe sprechen, fest es an die Brust drücken; denn die Gefahr war ja gewichen. Das Gefühl, entschuldigte er sie, hatte sie überwältigt, und die Erinnerung einen wehmüthigen Ton dem zarten Empfinden beigemischt.

Beim Eingange des Hauses stand ein Knabe, der Sohn eines Miteinwohners. Er erzählte dem Maler, daß seine Gattin mit einem Fremden, den er genau beschrieb, vor einer Weile fort gegen den Hafen zugegangen wäre.

„So?!" sagte der Maler, nachdem der Knabe seinen Bericht wiederholt hatte; mehr vermochte er nicht. Er hielt sich schwankend an dem Thorgesimse fest. Sein Herz dehnte sich unendlich in der Brust. Mit Mühe schleppte er sich endlich die Treppen hinauf. Die Thüren standen offen, Elisabeth hatte sie in der Eile zu schließen vergessen. Er trat in seine Bilderstube — Alles leer, eine Grabesluft wehte ihm entgegen. Das Herz lechzte

nach Thränen, die Augen waren aber vertrocknet. — Er stand vor seinen Gemälden. „Eure Welt ist hin!" jammerte er — „der Künstler kann nicht zum Tagwerker werden — und betteln — nicht ohne Liebe!" — Mit einem Blicke, der all seinen unnennbaren Schmerz auszudrücken schien, sah er auf sein Meisterbild. — „Dich soll ich lassen?" fragte ein Gedanke. „Nein!" — In der Ecke des Saales stand sein Degen, er faßte darnach und schnitt das Bild aus dem Rahmen. Es fiel vor ihm auf den Boden und rollte sich zusammen — einen Blick, der sagen wollte: „Hier also ist dein Platz" — warf er darauf. Dann raffte er es auf, faßte es unter den Arm, überblickte noch einmal sein Gemach, aus dem ihm blasse Erinnerungen von Kunst, Liebe und Traum nachzulächeln schienen und — ein leises Ach! schmolz kaum hörbar von den Lippen. Er schwankte zwei Schritte gegen die Thür, sein Auge traf den Spiegel links an der Wand — verstört, leichenblaß war sein Antlitz — jede Miene schmerzhaft gebrochen; aber er lächelte über sein eignes Jammerbild. Schon hob

er den Fuß zum Fortgehen — da fand der Blick noch seitwärts das Bild seiner Gattin — wie ein Blitz flog eine dumpfe Wuth durch ihn, die dem Leben, dem Schicksale, den Menschen, er wußte selbst nicht, wem, galt — sein Auge rollte: „Das!“ stöhnte er und riß mit dem Degen mitten durch das Gemälde. — Die schwankenden Tritte trugen ihn instinctmäßig durch die Vorstadt herum gegen die See. —

Nebelgrau lag der Abend über Stadt und Land — die Gestalten zogen duftig, wie Schatten, an ihm vorüber; denn auf seinen Augen lag es wie ein Schleier. —

Jetzt stand er allein auf einer Anhöhe, hart am Meeresstrande. Wie damals brannte das Abendroth, nur die Wellen wogten unruhiger, die Wolken waren dunkler, gigantischer — wild rauschte die Fluth auf; er sah lächelnd hinab, der Wind hob sich und fuhr durch sein Haar; er breitete das Gemälde aus, es flatterte hoch in der Luft. „Du mußte mit!“ sprach er dumpf — und gefühllos tönten die Worte aus der Seele — er hüllte sich

in das Bild, wie in einen Mantel. Da brannte das Abendroth tiefer, da bildete sich, wie damals, eine Gestalt aus Wolkenschaum; die Blicke winkten, die Arme winkten — die Wellen schwollen und schwollen und zogen wie magnetisch hinüber. — „Komm!“ tönte es aus den Wolken melodisch und dumpf, lockend und grauenhaft: „Komm!“ — Der Kranz zitterte hoch in der Hand, er brannte wie eine Sternenreihe — „komm! komm!“ murmelten die Wellen: da donnerten die Schlünde vom Fort und mit vollen Segeln flog ein Schiff aus dem Hafen. — „Segelt Ihr? — ich folge schon!“ schrie er wild auf: — da verblaßte die Gestalt bereits, tiefer und tiefer sank und glomm der Kranz — „komm!“ tönte es noch einmal süß lockend und verhallend. — „Ich komme!“ schrie er wild — und sprang die Klippe hinab, und der Wind legte sich in das Bild und blähte es wie ein Segel und trieb ihn weit hinaus. Die Fluth rauschte auf im Falle und er hüllte sich ein. —

Ein Schiffer sah von der Rhede den Sprung, er bemannte ein Boot und flog hinaus. Der

Wind aber, der vom Hafen wehte, trieb den Maler vorwärts — viermal tauchte er auf, dann umschlang er das Bild fester — und das Meer war eben und glatt an der Stelle, wo er versunken war. —

Wolhardt und Elisabeth hatten im Hafen vergebens geforscht. Endlich berichtete ein Bekannter, er habe den Gesuchten vor einer Stunde im Gespräche mit dem Piloten Schrams gesehen. Dieser war in der Rhede. Sie eilten hin. Er berichtete, wie er den Maler auf dem Rückwege nach der Stadt verlassen habe. — Sie flogen zurück nach der Stadt. Sie traten in die Wohnung — die offenen Gemächer, die Zerstörung an den Bildern, die Aussage des Knaben, der den Maler beobachtet hatte; — Alles gab Gewißheit. — Jetzt wäre beinahe der kräftige, besonnene Wolhardt zusammengebrochen im Vorgefühle des schrecklichen Kommenden; aber Elisabeth, das Weib, hielt sich auch jetzt noch am kräftigsten. Sie eilten wieder nach dem Hafen. — Es dunkelte bereits stark.

Vieles Volk war auf einem Punkte zusammengelaufen. Der Rheder war unverrichteter Sache zurückgekommen, er und ein Schiffsjunge, die den Maler in der Nähe bemerkt hatten, erzählten den Vorfall. Elisabeth drängte sich durch die Menschen. — Einzelne Worte tönten ihr entgegen — es war Gewißheit und jetzt brach sie lautlos, starr, ohnmächtig zusammen, wie eine Lilie, die, vom Wurme schon lange genagt, nur noch eine Faser hält — bis der Wind weht und sie sinkt. Wolhardt ließ sie nach ihrer Wohnung schaffen.

Schon am folgenden Tage schiffte er sich nach Amerika ein. Er hatte noch zuvor Frank's Gemälde alle um eine beträchtliche Summe an sich gebracht, die der Witwe eine reichliche Existenz verbürgte. Aber sie folgte dem Gatten bald.

Der letzte Ball.

Vieles Volk war auf einem Punkte zusammengelaufen. Der Rheder war unverrichteter Sache zurückgekommen, er und ein Schiffsjunge, die den Maler in der Nähe bemerkt hatten, erzählten den Vorfall. Elisabeth drängte sich durch die Menschen. — Einzelne Worte tönten ihr entgegen — es war Gewißheit und jetzt brach sie lautlos, starr, ohnmächtig zusammen, wie eine Lilie, die, vom Wurme schon lange genagt, nur noch eine Faser hält — bis der Wind weht und sie sinkt. Wolhardt ließ sie nach ihrer Wohnung schaffen.

Schon am folgenden Tage schiffte er sich nach Amerika ein. Er hatte noch zuvor Frank's Gemälde alle um eine beträchtliche Summe an sich gebracht, die der Witwe eine reichliche Existenz verbürgte. Aber sie folgte dem Gatten bald.

Die ganze Stadt schwamm in Entzücken. Strauß spielte auf dem Societätsballe. Es war das Auferstehungsfest der Damen — kranke wurden gesund, schmollende liebenswürdig, spröde verliebt. Strauß spielt! Dieser Gedanke versöhnte die ganze Welt. Mächtig wogte es zu dem Götterfeste in die hellerleuchteten Säle: Knospen und Klatschrosen, Tulpen und Veilchen, Lilien und brennende Liebe. Jene hofften zu erröthen im Dithyrambenschwunge des Walzers, diese interessant zu erblassen. —

Die Polonaise war beendigt, ich führte Clotilden zur Mutter. Sie war für den nächsten Walzer engagirt. Müde bis zur Erschöpfung ging ich in das Nebenzimmer; denn die Last des heutigen Ballarangements hatte fast auf mir allein geruht. Von früh 8 Uhr war ich nicht aus dem Hôtel gekommen, da gab es Billets auszuschreiben,

Rosenfestons zu befestigen (denn der eine Saal bildete eine natürliche Rosenlaube), die künstliche Fontaine zu probiren, das Orchester zu richten, den Walzerheros zur Probe abzurufen, die bunten Lampen zu ordnen und tausend Geschäfte mehr: alle so peinlich und lästig und in keinem Verhältniß zu dem kurzen Genuß hinterher. —

Der Tanzdirector gab das Zeichen, der Walzer braus'te vom Orchester. Diese so buhlerisch-sinnlichen, so naiv-muthwilligen, so herzigfrohen und doch wieder elegischen Klänge rissen Alles im Wirbel mit sich fort. Während sie Jene beschwingten, flöteten sie mir, dem Ermatteten, Ruhe in das Herz; ich schwelgte in der Harmonienfülle und folgte wie ein Träumer der neuen Melodie eines jeden neuen Walzertheiles, die, wie aus dem marmornen Becken der Sprungquell, sich in sich selbst zu ergänzen schienen. Ich setzte mich an einen Tisch. — Durch die geöffnete Saalthür sah ich zu beiden Seiten Tänzer und Tänzerinnen vorüberfliegen, wie bunte Schmetterlinge, wie Baumblüthen, welche der Lufthauch vorüberweht.

Ich sah auch Clotilden: sie war himmlisch schön in dem blauen Kleide, mit den Perlen in den nachtdunklen Locken. An ihre zarten Glieder schmiegte sich das leichte Gewand wie in inniger Liebesbrunst und kehrte mit doppelter Sehnsucht zurück, wenn es der Umschwung oder die neidische Luft losgerissen. — Und dies Göttermädchen voll Geist, Herz und Frömmigkeit, voll Demuth und Frohsinn betete ich an und nach ihrem Besitze rang ich wachend und träumend. Ob sie mich verstanden, ob sie meine Gluth geahnt, ob ich ihr nur ein Freund der Mutter, ob ich ihr mehr war: ich wußte es nicht! Noch hatte der zaghafte Mund kein Wort gesprochen. Ich hatte ihr tausendmal ins Auge gesehen, tausendmal schon schwebte das Wort auf meinen Lippen: „Clotilde, ich liebe Sie!“ und eben so oft kam statt des glühenden Geständnisses ein: „Es ist heut schönes Wetter!“ oder eine andere Dummheit heraus.

Auch daran dachte ich im Gewirre der Töne — der Ball war mir gleichgiltig; denn die dort stürmten in ihrer Vollkraft auf die Ermattung los,

und ich war schon ermattet. Es ist ein langweiliger Anblick für Einen, der sich satt gegessen, wenn er Andere zur Tafel gehen sieht. Ich wäre nach Hause gegangen, aber vielleicht, widersprach ich mir, vielleicht ist dein guter Genius heut in dir mächtig, du sprichst das Wort; das Interregnum von Sehnsucht und Hoffnung, von Furcht und Glück ist beendigt; entweder ist der Himmel morgen dein, oder — die Hölle der Enttäuschung, der Wermuthsbecher der Entsagung, die Reue, die Scham; das, was wir in unserer dummen Sprache einen Korb nennen!

Plötzlich öffnete sich die Flügelthür zum Foyer. Der Portier trat ein, hinter ihm ein Fremder im Ballanzuge. Beide kamen auf mich zu.

„Hier!“ sagte der Portier und wies auf mich.

Der Fremde trat nach einer Verbeugung näher, reichte mir eine Karte und sagte: „Ich muß um Verzeihung bitten, daß ich Sie hier störe, mein Herr; aber ich kam erst vor einer Stunde an, fand Sie nicht in Ihrer Wohnung, und auf Ihre Nachsicht bauend, beschloß ich, Sie hier aufzusuchen. Das Verlangen, Sie zu sehen, war zu mächtig.“

„Wie?“ rief ich, nach einem Blick auf die Karte, freudig überrascht aus; „Sie sind es, Herr T. Odt?! Welch ein Glück, welch herrliches Zusammentreffen! Sie konnten mir den heutigen Abend nicht schöner schmücken, als durch Ihre Ankunft. Zwar schrieb mir unser gemeinschaftlicher Freund Fachinger, Sie würden bald hierher kommen; aber so schnell hätte ich Sie nicht erwartet. Wer konnte auch denken, daß Sie sich so bald von dem göttlichen Berlin, vom Ballet, von Elslers, vom Museum und Thiergarten würden trennen können? Nun aber tausendmal willkommen, mein längstbekannter und dennoch neuer Freund! — Welche Sensation wird es hier erregen, daß Deutschlands erster Lustspieldichter an diesem festlichen Abend in unserer Mitte weilt! Nein! das ist prächtig — gerade wie ausgesucht, daß Sie just heute kommen mußten. Vor allen Dingen — tanzen Sie, Herr Odt?“

„Leidenschaftlich!“ versetzte der Fremde lächelnd.

„Dann marsch!“ rief ich, „vor allen Dingen in den Saal, tanzen Sie sich aus!, schwelgen Sie

im Anblicke unsers weiblichen Blüthenflors, und sind Sie gesättigt, so kommen Sie hierher zurück, und wir wollen uns aussprechen, wollen schwatzen über Kunst und Literatur, über Theater und schlechte Schauspieler, über Recensenten und andere Unglücksfälle. — Kommen Sie!" drängte ich, ihn am Arme fassend und nach dem Saale führend, „ich bin hier Dirigent und will Ihnen eine schmucke Tänzerin verschaffen."

Ich zog ihn in die Gluth des Ballsaales. Fräulein Clementine von Kalteisen lief mir in die Arme. Sie ist schön, jung, üppig, aber über die Maßen corpulent. „Schadet nichts," dachte ich in der Eile, „er ist groß und kräftig gebaut, er wird mit ihr schon fortkommen." Ich repräsentirte ihn, Fräulein Clementine machte einen Knicks, der Name war ihr bekannt, sie hatte schon oft in seinen Komödien gelacht, daß ihr die Augen thränten, und — fort flogen sie im Walzer die Reihe hinunter. —

Ich kehrte auf meinen Platz zurück, damit mich nach beendigtem Tanze mein Gast sogleich wieder

auffinden möge, und nahm meine bequeme Stellung wieder ein.

Wie war mir denn! Das war also der gefeierte Lustspieldichter, nach dessen Bekanntschaft ich mich schon längst gesehnt, der mir Stunden des Frohsinns vorgezaubert, wenn mich finstrer Mißmuth gefangen hielt? — Sonderbar, der Mann entsprach in seinem Aeußern keineswegs dem frischen, heiteren Wesen seiner Dichtung. Er war zwar hoch und schlank gebaut, vielleicht etwas zu mager, voll feinen Anstandes, elegant costümirt, man sah ihm die Routine des eleganten Salons an; aber sein Antlitz todtenbleich, ernst, kalt, ohne lebensfrohe Regung; das Auge schwarz, dämonisch, sein Lächeln eiskalt, seine Stirn wie ein Leichentuch, sein ganzes Wesen frostig; die Erscheinung im Ganzen genommen zwar poetisch, aber poetisch wie eine schöne Leiche. Und vollends, wie stachen die rabenschwarzen, vollen Locken gegen die Todtenfarbe seines Antlitzes ab. So sieht ein Unglücklicher aus, dachte ich, aber kein Lustspieldichter! — Doch, beschwichtigte ich mich wieder, was kann der Mann

für sein Aussehen; in ihm waltet der frohe Genius, und der Diamant schläft in rauher Kieselschale und glüht, gesprengt, doch in tausend Lichtern. Wie viel tausend herrliche Blüthen birgt nicht oft die Menschenbrust, ohne daß wir sie unter der unscheinbaren Umhüllung ahnen. Was geht mich sein bleiches, dämonisches Antlitz an, bin ich doch längst mit seinem Genius befreundet. —

Der letzte Strich — der Walzer war beendet — ich stand auf; da stürzte der Portier herein, auf mich zu und rief mit Schrecken: „Um Gottes willen, die Garderobe ist eingestürzt; Alles durch einander: Damenhüte und Ueberschuhe, Pelze und Boas, das ist eine Confusion wie bei einer Auction — kommen Sie schnell hinab, Herr Director!"

Ich folgte dem Bestürzten auf dem Fuße. — Ja, es war ein seltsames Chaos! Inmitten zwischen Mänteln, Pelzkragen, Oberröcken, Filzhüten, Foulards, Capuzen, Schuhwerk aller Größen und Dimensionen, stand der Garderobier, anzuschauen wie König Regnar Lodbrog im Schlangenthurme, bis an den Hals verschüttet, hilfeflehend, die Ver-

nichtung im blassen Angesichte. Seine Gehilfen gruben ihn heraus, aber statt von oben anzufangen, fingen sie von unten an, und so zogen sie unter der Wucht zerquetschte Damenhüte und Parapluis, Filzschuhe, Pelerinen und Pompadours hervor, Alles durcheinander wühlend, die Marken bareißend, die Verwirrung noch ärger verwirrend. Der begrabene Garderobier, auf welchem die äußeren Umhüllungen einer ganzen Damengeneration lasteten, rief inzwischen angstbeklommen: „Ach du mein Gott! welche Grobheiten werden mir die Herrschaften sagen!"

Ich suchte zu helfen, so gut ich konnte; ich brachte Licht in das Chaos; für jeden Riß konnte ich freilich nicht stehen, aber man brachte endlich die Böcke auf die Beine, suchte die herumliegenden Marken und placirte die Mäntel, Hüte u. s. w. nach dem Gedächtnisse. —

Aergerlich flog ich nach dem Saale hinauf. Der Venetianer-Galopp hatte begonnen — mein Lustspieldichter tobte mit Clementine wie ein Rasender durch die Reihen; immer größer wurde das Gewühl; auch aus dem andern Saale drängten sich

Tanzlustige herbei, die ältern Damen stiegen, ihres Lebens nicht mehr sicher, auf die Divans an den Wänden, jeder Tänzer war ein schlachtenmuthiger Heros, mit Todesverachtung warf er sich in das Getümmel, Paar drängte sich an Paar, wer getreten wurde, fühlte es nicht, wer trat, noch weniger — es gab nur eine Zeit, das Tempo der Galoppade, aber keinen Raum, bis das Gedränge ein wirrer Knäuel wurde, der gedrängt hin- und herwogte. Und dazwischen rauschten und braus'ten die bacchantischen Töne des Orchesters und rissen mänadenhaft Tänzer und Tänzerinnen hin in immer neuem Wirbeltanze. Und Strauß, mit bleichem Antlitz, focht mit seinem Bogen über die Saiten quer herüber und hinüber und erhob den Fuß, als wollte er sich hinabstürzen in die Wonneschlacht und mit seinen Bogenstreichen die ganze Menschheit zusammenhauen. —

Ich setzte mich wieder an den Tisch; die Saharahgluth der Luft, die rasenden, dämonischen Töne, das Menschengewirr, das endlich nur ein Farbengewirr wurde, der donnernde Applaus, der jedem

neuen Theile des Tanzes folgte, machte mich fast taumeln. Ich stützte den Kopf auf die Hand und starrte fast gedankenlos in die Götterdämmerung, wovon einzelne Theile phantasmagorisch an der Thür vorüberflogen. — Da pochte mir Jemand auf die Schulter.

Es war der Decorateur. „Kommen Sie,“ sagte er ganz leise und ängstlich, „Sie müssen auf den Balkon.“

„Was gibt's?“ fragte ich ärgerlich.

„Pst!“ versetzte er und zog mich hastig durch den zweiten Saal, unter dem Balkon die Treppe hinauf. —

Da, wie erwähnt, der ganze Saal eine gewölbte Rosenlaube bildete, so mußte, um die magische Täuschung zu vermehren, das Licht von oben durch die Rosenguirlanden fallen. Viele hundert Milchlampen waren zu diesem Zwecke auf quer durch den Saal gespannten Latten und Drähten befestigt. — Die Sache war von meiner Erfindung und ich nicht wenig stolz darauf.

„Sehen Sie,“ sagte mein Führer, indem er

mich an die Brüstung geleitete, und zeigte, da wo die Guirlanden aufhörten, nach den Säulen, welche den Balkon trugen, hinab. Hier hatten mehrere bejahrte Damen ein Asyl gefunden — sie saßen, soviel es die Umstände gestatteten, harmlos und vom Getümmel weniger berührt da.

Ich blickte hinab.

„Sehen Sie nichts?" fragte der Decorateur.

„Nein," erwiederte ich, „wo denn?"

„Die Dame in dem Rosa-Sammetkleide."

„Heiliger Himmel!" rief ich, drei große Oelflecke auf dem Kragen des kostbaren Anzuges gewahrend, „die eine Lampe läuft!"

„Nein," entgegnete der Decorateur, „aus dem einen Ring dieser Latte ist eine Lampe herabgefallen, aber zwischen den Guirlanden hängen geblieben. Sie tropft blos, weil sie vermuthlich in schiefer Richtung liegt. Brennen wird's nicht, denn wie Sie sehen, ist sie ausgelöscht. Nun wollte ich Sie um Ihre Ansicht fragen: Soll ich die Lampe forttropfen lassen, was bei der Tanzerschütterung natürlich ist, oder soll ich eine Zange nehmen und

sie herauflangen? Thu' ich das Letztere, so ist es leicht möglich, daß sich die Lampe ihres ganzen öligen Inhaltes entleert, und wir bespritzen die Kleider mehrerer Damen; thu' ich es aber nicht, so ist ausgemacht, daß das Kleid noch mehr ruinirt wird. Was halten Sie von der Sache, und was würde die Dame sagen, wenn sie den Schaden gewahr wird?"

„Hol' Euch der Teufel!" rief ich ergrimmt, „laßt's in Gottesnamen tropfen," und lief davon.

„Ich habe nichts dagegen," rief mir der Bedächtige nach.

Ich kehrte nach dem Vorsaale zurück. Der Tanz war zu Ende, mein Gast aber noch nicht da. Er hatte seine Dame an ihren Platz geleitet; der Zufall wollte es, daß sie neben einer schönen, geistreichen Frau saß, sie stellte ihn derselben vor, und so waren sie bald in ein Gespräch verwickelt, das mir zu anziehend schien, um es zu unterbrechen.

Ich trat an das Büffet, und während sich hier mehrere erhitzte Tänzer Limonade und Eis holten, um die Schwindsucht zu befördern, stürzte

ich ein Glas Punsch hinunter, mehr aus Aerger, als um mich aufzuregen.

Gern hätte ich mich nach Clotilden umgesehen; aber der Artigkeit wegen durfte ich meinen Gast, den ich hierher beordert, nicht im Stiche lassen.

Ich streckte mich auf meinen Stuhl nieder, gab den vorbeigehenden Bekannten, die sich hier abzukühlen kamen, kurze Antworten und hörte tausend und abermal tausend: „Ach, wie heiß ist es! Welche Hitze! Zum Umbringen! Wie in einem Backofen!“ und andere geistreiche Redensarten mehr. —

Es war eine Pause! Endlich kam mein Lustspieldichter. „Ich muß schon wieder um Verzeihung bitten — aber ich sagte es ja, daß ich leidenschaftlich tanze.“ Er warf sich erschöpft neben mir nieder. Sonderbar! der Mann war, trotz des rasenden Tanzes, nicht röther im Gesichte geworden, dieselbe Todtenfarbe — kein Blutstropfen in den Wangen. —

„Sind Sie zufrieden?“ fragte ich ihn.

„Herrlich — himmlisch!“ versetzte er; „welche

treffliche Tänzerinnen, welche Schönheiten, und welche Leichtigkeit der Unterhaltung. Ich bin in einer halben Stunde mit zehn Damen bekannt geworden. Diese Eleganz in der Conversation, dieses Zuvorkommen gegen Fremde fand ich noch nirgends. — Sie sind zu beneiden!"

„Wir leben hier ziemlich angenehm," versetzte ich ablehnend, „obgleich wir in keiner Residenz wohnen."

„Kellner!" rief der Fremde einem vorbeilaufenden Garçon zu, „Eis!"

„Um Gotteswillen," beschwor ich ihn — „jetzt kein Eis! Sie können den Tod davon haben. Nein, Kellner, eine Flasche Champagner: **Jacqueson, première qualité**"

„O mir schadet das nichts," warf Odt hin, „ich glaube, ich könnte, meiner Gesundheit unbeschadet, Gift trinken, so gesund bin ich."

„Gesund?!" murmelte ich für mich hin, „sein Aeußeres straft ihn Lügen."

Der Kellner brachte den Wein, entpfropfte ihn und schenkte uns ein. Wir stießen auf neue Be-

kanntschaft an, und mein Dichter goß den kalten Schaum auf einen Zug wie in einen Krater hinab. Ich schenkte behende ein und er wiederholte sein Manoeuvre vier-, fünfmal.

„Also es gefällt Ihnen hier, mein neuer, theurer Freund," begann ich; „und weil es Ihnen gefällt, so hoffe ich, daß Sie uns das Vergnügen Ihrer Anwesenheit längere Zeit schenken werden."

„Das kommt auf Umstände an," antwortete der Dichter, und ein finsterer Zug flog über seine Wangen, sein Auge blitzte stechend dazu, der Mund verzog sich bitter. Ich erschrak beinahe; denn in meinen Worten lag doch nichts Aufregendes für ihn.—

„Vor allen Dingen erhaschen wir den Moment," fuhr ich fort; „„denn der Mächtigste der Herrscher ist der Augenblick."" Ich muß Sie, bevor ich Sie ganz in Beschlag nehme, heut noch mit einer schönen, jungen Dame bekannt machen, welche sich lebhaft für Sie interessirt — eine innige Verehrerin Ihres Geistes. — Dort — dort läßt sie sich eben in der Nische neben der Dianenstatue nieder," unterbrach ich mich; und deutete nach dem Saale,

„Jene im himmelblauen Kleide mit den reichen Flechten ist's."

Odt wandte langsam den kalten Blick nach Clotilden hin und starrte sie lange an. „Bei Gott!" sagte er nach einer geraumen Weile, die Augen nach meiner Geliebten gerichtet, „das Weib ist schön; eine Jungfrau, wie ich sie noch nie gesehen." — Er drehte sich langsam zu mir und sagte mit einer Wehmuth, aus der aber mehr Bitterkeit und Hohn hervorzubrechen schien: „Möchte uns das Herz nicht bluten, wenn wir bedenken, daß auch solch ein Engelbild sterben muß, Nahrung für den Moder, Speise für die Würmer. Erde, bist du denn allein ewig!"

Ich erschrak über die Wendung, welche das Gespräch inmitten der rauschenden Lustbarkeit zu nehmen drohte.

„Daran denkt das holde Kind," versetzte ich, während Odt neuerdings meine Clotilde fixirte, „jetzt noch gewiß nicht; Jugend umblüht sie, Frohsinn erfüllt sie, die Zukunft lacht ihr wie Morgenroth und die Gegenwart hat nur Rosen."

„Auch unter Rosen schläft der Moder,“ sprach mein Freund mit einem tiefen Seufzer, „und in der Knospe wohnt frühzeitig der Tod.“

Mir ward unheimlich bei dem Menschen, der mitten im Balljubel, beim Champagner, im Anschauen des jugendlichsten Liebreizes vom Tode phantasiren konnte. Ich mußte dem Gespräche eine andere Richtung geben.

„Mein Freund,“ sprach ich, „sähen Sie das holde Mädchen mit meinen Augen, Sie würden solchen Reflexionen keinen Raum geben. In ihrem Auge lacht mir der Himmel, auf ihren Wangen der Frühling, in ihrem Herzen das Glück, und an ihrer Hand glänzt ein Ring, worauf Herz, Kreuz und Anker. Reicht sie mir den Finger und der Anker ist mir zugekehrt“ —

„Also schon Bräutigam, ich gratulire,“ unterbrach er mich hastig.

„Noch nicht,“ schmunzelte ich selbstgefällig, „doch vielleicht, noch heute kann es sich entscheiden.“

„Schon heute,“ fiel er mir in die Rede und starrte mich mit dem verkohlten Auge an, daß es

mir eiskalt überrieselte. — „Dichter lieben selten glücklich — sind selten glücklich in der Ehe! Wo das Wochenbett steht, da flieht die Muse, und wo die Hausfrau wäscht, da scheidet weinend das Ideal."

Er zog gedankenlos ein Cigarrenetui aus seiner Tasche, nahm eine Cigarre heraus, ergriff die auf dem Tisch liegende Karte, zündete sie am Lichte an und begann zu rauchen. —

Mir wurde angst und bange. Hatte der Mensch keine Erziehung? Hier in dem Zimmer neben dem Saale, von allen Damen gesehen, in der glühenden Luft — — hier raucht er Tabak! Ohne zu fragen, ohne Rücksicht zu nehmen! — Sollte das Zerstreuung — sollte es Ungeschliffenheit sein? Aber gegen Letzteres sprach sein feines Benehmen, seine artige Haltung den Damen gegenüber. Oder glaubte er in Holland zu sein, wo man ungenirt in der Gegenwart von Damen raucht; oder gar in Mexiko, wo dies auf Bällen und selbst im Theater Sitte ist. Ich sann in schrecklicher Verlegenheit auf Worte, um ihm auf die schonendste Weise seinen Mißgriff bemerkbar zu machen. — Herren und Damen gin=

gen ab und zu. Wenn dies Jemand bemerkte! Ich war Dirigent, verantwortlicher Vorsteher. Ich hatte den Mann eingeführt, hatte ihn ohne Karte eingelassen. Ich mußte für sein Betragen haften. — Ich saß wie auf glühenden Kohlen.

Strauß hatte sein Orchester wieder bestiegen, er stimmte. Alles drängte sich in wilder Hast nach dem Saale. Mir fiel ein Stein vom Herzen. — Ich sah meinen schweigsamen Nachbar an. Neues Staunen — man sah an der Cigarre kein Feuer und doch brannte sie einwärts und den Rauch schien er zu verschlucken, man sah und roch nichts davon. —

Zerstreut, verwirrt, angstbeklommen wußte ich nicht, was ich reden sollte. Mein neuer Freund hatte die Flasche allein geleert und bestellte eine zweite. — Gedankenlos, oder vielmehr nach einem Worte, nach einer Folgenreihe von Wörtern lechzend, ergriff ich die verbrannte Karte, welche er auf den Tisch gelegt. — Ich betrachtete mir die Schrift — es waren lateinische Initialbuchstaben, das Feuer hatte den letzten, das T, verzehrt und das geglättete Papier so gekrümmt, daß der Buch-

stabe des Vornamens, das T, zu dem O gerückt war. Ich starrte noch einmal auf die Schrift — kalter Schauer durchbebte mich, ich las **Tod**!

„Der Tod!" schrie ich angstgepreßt, „der Tod!" und meine Gebeine bebten. Eisluft wehte mich an, meine Augen hafteten starr auf dem gefürchteten Gaste.

„Ruhig," erwiederte er tonlos, sein Athem wehte mir wie Schneehauch über das Antlitz. Er erfaßte meinen Arm, und jede Bewegung, jeder Pulsschlag, jeder Nerv stockte in mir; „ruhig, Knabe! Danke es meiner Zerstreuung, dank' es Gott, der Hölle, dem Teufel, wenn Du willst, — daß ich meine eigene Karte hier verbrannt habe. Nahmst Du sie, so warst Du mein! Bebe nicht, Menschenkind," fuhr er fort aus heiserer Kehle, „und lerne mich kennen!" und im Nu war das Fleisch von seinem Antlitz gewichen, statt der blassen Wange starrte mir weißes Gebein, statt der schwarzen Locken ein kahler Scheitel, statt des Gluthauges eine tiefe Höhlung entgegen, und der Mund war fleischlos und die Hand, welche mich hielt, knöchern. „Ich

kam zu Dir," fuhr der Entsetzliche aus pfeifender Brust fort, „um Dich zu holen. Ich hole nicht nur Greise und Mütter, auch Männer und Knaben und Jungfrauen — das alte und blühende Leben. Hier mitten im Taumel der Lust reift meine Saat und hier säe ich wieder. Hörst Du, wie sie dort rasen in der sündigen Lust, im Uebermuth des Lebens, und das Leben ist doch nur Tod! Jene schlanken Gestalten, hold wie Nymphen, üppig wie Bajaderen, — ich hole sie! Manche jetzt, Manche im Frühling, wo die Knospen springen; Andre im Herbste. Jene früher, Diese später. Sie sind alle mein eigen. Hier schreiben sie mir lächelnd den Schuldbrief, den ich redlich löse. Er lautet auf Schwindsucht und andere Inconvenienzen. Sie ahnen es nicht, sie wissen es nicht, bis es furchtbar tagt! Das ist der Todtentanz hier. Und ich kam und wollte meinen Tanz mit eigenen Augen sehen. Die Saat ist heute gut, gut wird die Ernte sein. Jenes blühende Leben, das Du mir selbst zum Tanze geführt, liegt in zwei Monden auf der Bahre —"

„Clementine," wollte ich erschreckt ausrufen, aber ich hatte keinen Ton in der gefolterten Brust.

„Und Andre noch! Heisa! Das ist ein Festmahl. Lebe, Kindlein, um meines Mißgriffes willen," höhnte er. „Jetzt such' ich andre Beute. Dort Dein geliebtes, rosiges Kind!"

Er sprang auf. — „Clotilde!" wollte ich in namenloser Angst aufschreien, aber nur ein die Brust zerschneidender Seufzer kam aus meiner Seele.

„Ruhig, Erdenwurm!" donnerte er mir entgegen und sein riesenkräftiger Arm bannte mich wie eine Marmorstatue auf den Stuhl. Sein Antlitz wurde wieder grauenhaft lebendig, sein Scheitel mit dunklen Locken bedeckt — er flog in den Saal — ich sah es, ich sah es — auf Clotilden zu! — Er verbeugte sich — sie reichte ihm den Arm — Wahnsinn durchbebte mich — mit aller Kraft der Sehnen und Muskeln strebte ich mich emporzuringen — vergebens: es war, als ob Tausende von Ketten mich gefesselt hielten.

Ich wollte „Clotilde! Clotilde!" rufen im herzzerschneidenden Jammer meiner Seele. Vergebens.

Nur glühende Thränen rannen meine eisigen Wangen herab — ich wollte beten, fluchen — vergebens, vergebens; — ich fühlte alle Pein, alle Qual der Hölle, das Aufringen des Wahnsinns; — aber kein Ton, keine Regung war in meiner Macht. — Dort flog er hin im Reigen mit ihr, leicht beschwingt — sie lächelte in der Wonne des Tanzes, sie flog wie eine Sylphide dahin; ihr Busen wogte, ihr Auge zerfloß in Seligkeit — er drückte sie immer enger an sich, und so ging es auf und ab im wirbelnden Rausche — ihre Locken löſ'ten sich, das Gewand flog im Winde, kaum berührte der Fuß den Boden — — ich konnte kaum denken, aber ich mußte nun fühlen, sehen, schrecklich wahr, entsetzlich klar. Es war mehr, als ein Mensch ertragen kann. Ich betete: „O Clotilde — Du Engel meines Lebens — Du Rose, frühgeknickte — o Du mein Dasein, meine Seele — Clotilde — komm hierher zu mir — rette Dich — rette Dich! — Heiliger Gott, Allerbarmer, gibt es denn keine Gnade; nimm mein Leben, nimm es tausendfach unter tausendfachen Todesqualen. Clotilde, Clotilde!" —

Zwei, drei gewaltige Striche; der Walzer war beendet — noch ist Rettung, dachte ich — heiliger Gott! — noch Hoffnung; da begann das Zweiviertel-Tempo und der Fortuna-Galopp folgte dem Elisabethwalzer. Mir schwand der letzte Funke des Bewußtseins und dennoch dämmerte die schreckliche Wirklichkeit grell in mich hinein. „Sie wird nicht!" betete ich — kaum war es ausgedacht, so flog sie schon wieder an seiner Hand den Reihen hinab in wilderer Hast, in tollerer Leidenschaft. „Das ist der Todestanz!" wimmerte meine Seele; sie ras'te auf und nieder, athemlos, ihr Antlitz bleich, schon todtenbleich, die Gestalt kraftlos, aber von ihm, dem Schrecklichen, fortgerissen: da erfaßte mich des Wahnsinns Macht, mit dem Aufgebote aller Leib- und Seelenkräfte rang ich gegen meine Ohnmacht und „Clotilde!" schrie ich laut hinein in den Saal.

Ein furchtbarer Schlag durchdröhnte das Gebäude und machte es erbeben, alle Saiten der Fiedler zerrissen gellend, alle Lampen verlöschten, dunkle Teufelsfratzen gestalteten sich aus dem Ge-

wühle der Tänzer, ein grelles, teuflisches Lachen pfiff schneidend durch die Räume, das Orchester war versunken, Thüren fielen krachend zu — schreckliche Finsterniß herrschte.

Ich sprang auf und schrie in das dunkle Entsetzen „Clotilde!" hinein — rannte an einen Tisch — aus der fernsten Ecke des zweiten Saales fiel ein gebrochener Schimmer herüber. Ich faßte nach meiner Stirn, die der Wahnsinn zersprengt zu haben schien — kalter Schweiß bedeckte sie — ich stülpte den Claque auf das Haupt und rannte hilferufend nach der bekannten Thür. —

Auf dem Corridor schien es fast tageshell, vor meinen Augen aber flimmerte es weiß und gelb. Nur mühsam fand ich die Treppe. Im Hausflur standen Portechaisen und Knaben mit ausgelöschten Laternen. Ich taumelte an ihnen vorüber.

„Soll ich Ihnen leuchten, gnädiger Herr?" fragte mich ein Junge höhnisch, dem mein verstörtes Aeußere aufgefallen sein mochte. Ein lauter Lachchor seiner Umgebung folgte dieser Ironie. — Es war wirklich Tag — Menschen auf den

Straßen, Bauerweiber trugen Gemüse zu Markte, die Lehrjungen öffneten die Fensterladen und holten frische Semmeln zum Kaffee. —

Ich rannte, wie von Furien getrieben, nach meiner Wohnung, warf mich angekleidet auf das Bett und rief weinend: „Clotilde! Clotilde!" bis ich entschlief. —

Um 10 Uhr pochte es an meine Thür, ich sprang auf, fuhr aber entsetzt zurück, als der Schreckliche vor mir stand.

„Beim ewigen Gott!" rief er lächelnd, und es war ein ganz anderer Ton, ein ganz anderer Blick in dem Menschen — doch durfte ich ihn auch Mensch nennen? — als am gestrigen Abend, „Herr College, Sie haben einen gesunden Schlaf! Sie haben in der That meine Bekanntschaft sehr schläfrig begonnen, möge dies keine Vorbedeutung sein. Sie engagiren mich mit einer holden Dame, nach dem zweiten Tanze kehre ich zurück und finde Sie auf Ihrem Stuhle, den Kopf gegen die Lehne gebeugt, sanft entschlummert. Ich wollte nicht stören, gehe ich den Saal zurück, finde meine inter-

essanten Damen wieder, scherze und tanze; wie ich Sie wieder suche — schlafen Sie immer noch, aber meine Tänzerin hatte im Gedränge die Mama verloren; diese war schon voraus auf der Treppe, in der Idee nämlich, die Tochter befinde sich in der Garderobe. Und wie wir an das Thor kommen, ist weder Wagen noch Portechaise da. Ich mußte also die Damen zu Fuße nach Hause begleiten und das that ich nicht ungern! — Um Sie war mir nicht bange; denn endlich mußten Sie doch erwachen und so suchte ich mein Hotel und das warme Bett; denn eine Nacht gefahren und die Nacht darauf getanzt, das macht müde." —

„Ja!" sagte ich seufzend, nachdem ich ihn lange gedankenlos angestarrt, „das war eine sonderbare Geschichte. Sie sind also wirklich Herr Theodor Odt und haben mich gestern auf dem Balle aufgesucht — bis dahin ist Alles richtig — und ich habe also geschlafen und ge—," ich sprach das Wort nicht aus — ein stechender Schmerz bewog mich, nach dem rechten Ellenbogen zu fühlen. Ich

war im Schlafe vom Stuhle gestürzt und davon erwacht, das war auch richtig. „Ja!“ fuhr ich stockend fort, „ich entsinne mich jetzt; — wofür müssen Sie mich aber halten? Ich habe geschlafen! — Ich will Ihnen die Geschichte später erzählen. — Erlauben Sie, daß ich erst ein niederschlagendes Pulver einnehme; denn das war ein Schlag, welcher selbst eine Pferdenatur umbringen könnte!“ —

Wir setzten uns aufs Sopha, ich sammelte mich nach und nach, besah mir den neuen Freund aufmerksam und bemerkte jetzt gar nichts Dämonisches an ihm. Zwar war er sehr blaß, aber seine regelmäßigen Züge sprachen, obwohl Ernst, doch keinen Hohn, kein Grauen aus. Er konnte recht heiter sein, er sprach witzig und launig — und als ich ihm endlich meinen wüsten Traum erzählte, wie ich ihn für den Tod gehalten und wie er die schönsten Mädchen zu Tode getanzt, konnte er aus dem Lachen nicht herauskommen. — Ich hatte den Abend vorher eine ähnliche Mystificationsgeschichte gelesen, die in einen Traum ausläuft, und

daher diese Ideenassociation im Traume. — Wir verlebten noch einige recht vergnügte Tage mit einander, und ich muß gestehen, daß ich diesen Tod sehr lieb gewonnen habe. Gäbe es keinen andern, mit diesem wollte ich's schon aufnehmen! —

Den Lesern diene übrigens noch zur Beruhigung, daß es mit der Braut Clotilde auch nichts ist, und das ist das Fatalste bei der Sache; denn sie sah gar zu lieblich aus — im Traume.

Arabesken und Devisen.

daher diese Ideenassociation im Traume. — Wir verlebten noch einige recht vergnügte Tage mit einander, und ich muß gestehen, daß ich diesen Tod sehr lieb gewonnen habe. Gäbe es keinen andern, mit diesem wollte ich's schon aufnehmen! —

Den Lesern diene übrigens noch zur Beruhigung, daß es mit der Braut Elsabe auch nichts ist, und das ist das Fatalste bei der Sache; denn sie sah gar zu lieblich aus — im Traume.

Die Jungfrau.

Man hat mehrere Bücher für und über die Jungfrauen geschrieben, z. B.: „die Jungfrau im Umgange mit Gott,“ „die Jungfrau bei ihrem Eintritte in die Welt,“ „die zwölf schlafenden Jungfrauen,“ und Herr Basse hat mehrere echte Complimentirbücher fabricirt, worin die Jungfrau lernen kann, was sie bei der Aufforderung zum Tanze, bei der Liebeserklärung, bei Gevatterbitten, Kindtaufe, Niederkunft u. dgl., zu antworten hat. — Noch Niemand hat aber ein Buch geschrieben: „über den Umgang der Jungfrau mit dem Spiegel.“

Dieses ist ein weites Feld; denn oft geht der Spiegel nicht so gut mit der Jungfrau um, wie diese mit ihm, und zeigt ihr oft grausam weniger Schönheiten, als sie erwartet hat. Die Jungfrau putzt sich und den Spiegel, aber wenn sie sich in ihm besieht, erscheint sie oft gar nicht geputzt; denn Viele sind um so geputzter, je weniger sie sich putzen. Nur die Lichter brennen um so heller und die Spiegel zeigen um so klarer, je mehr sie geputzt werden. —

Die Jungfrau im Umgange mit dem Spiegel ist eigentlich die Jungfrau im Umgange mit sich selbst. Sie ist ihr Ich, und der Spiegel ist ihr zweites Ich. Nur vor dem Spiegel gibt sie sich ganz und wahr, wie sie ist. Da ist kein Falsch an ihr; sie braucht nicht nothgedrungen zu erröthen, sie braucht sich nichts weiß zu machen, und doch geschieht dies Alles für die Gesellschaft mittelst des Spiegels. Im Spiegel sieht die Jungfrau dasjenige, was ihr auf der Welt das Liebste ist; ja, der Spiegel lernt die Jungfrau genauer kennen, als die Welt sie kennen lernt. Vor dem Spiegel

zieht sie ihr Alltagsgesicht an, in Gesellschaft aber das Gesellschaftsgesicht. Wenn die Jungfrau erst nicht mehr dem Spiegel glaubt, so glaubt sie Niemandem mehr; denn der Spiegel ist der ehrlichste Kerl von der Welt, er gibt ihr für Wahrheit nur Wahrheit. —

Es ist ein Unglück, daß wir keine Verschönerungsspiegel erfunden haben; denn auch der Schönsten ist oft ihr Spiegel nicht gut genug; die Häßlichen aber würden darin ihren Trost finden.

Um wieder auf die zwölf schlafenden Jungfrauen zu kommen, so glaube man ja nicht, daß diese vortreffliche Ehegattinnen abgegeben haben, nachdem sie Jahre lang ausgeschlafen. Denn während sie schliefen, konnten sie nicht sprechen, und ich halte dafür, daß sie in der Ehe das Versäumte nachgeholt und gesprochen und widersprochen haben.

Die Spiegel haben das Unangenehme, daß sie, wenn man sie anhaucht, anlaufen. Darin haben sie viel Aehnlichkeit mit manchen unserer überzarten Jungfrauen: diese fallen um, wenn sie angehaucht werden.

Die Spiegel haben das Eigene, daß nichts dahinter ist, wenn man das Quecksilber abkratzt. Wenn man mancher Jungfrau das Silber nimmt, so ist hinter ihr auch nichts. —

Bei vielen Spiegeln ist der Rahmen die Hauptsache; bei manchen Frauenzimmern ist auch nur die Einfassung die Hauptsache. — Der bekannte Professor Galetti — der sehr zerstreut war, sagte einmal in der Vorlesung: „In Frankreich werden Spiegel fabricirt, die ohne Glas und Rahmen 10,000 Franks kosten.“ — Wie theuer mag eine Jungfrau ohne Glas und Rahmen sein? —

Man hat die Bemerkung gemacht, daß Frauenzimmer, die Einem als Jungfrauen gar nicht theuer waren, als Gattinnen dagegen sehr theuer zu stehen kamen.

So viel von Spiegeln und Jungfrauen.

Der Ehestand.

Die Ehe ist eine Erfindung des Christenthums, und doch ist das Christenthum nicht daran Schuld, wenn es in mancher Ehe recht heidnisch zugeht; denn es gibt hinieden Beispiele, wo mancher Heide erst in der Ehe Christum recht erkennen lernt und den Spruch beherzigen kann: Wer mir nachfolgt, der nehme sein Kreuz auf sich.

Daher wird vermuthlich auch manche Frau ein Hauskreuz genannt, an welches der Ehemann, so zu sagen, geschlagen wird. Der Besitzer eines solchen Hauskreuzes kann übrigens mit diesem ersten Grade noch zufrieden sein; denn die Naturgeschichte spricht sogar von Hausdrachen und Hausteufeln, an welche wir aber, zur Ehre des lieben, schönen Geschlechtes, durchaus nicht glauben — sondern diese unter die fabelhaften Thiere, welche fremde Gegenden bewohnen, rechnen.

Die Sprachforscher behaupten, das Wort Ehestand käme davon her, weil sich in ihm die Leute

mit großem Vergnügen an den Stand erinnern, welcher eher war, als die Ehe: also der ledige Stand. Ein Weltweiser hielt den Ehestand für ein nöthiges Uebel, welches durch die Gewohnheit zur andern Natur wird. Eigentlich ist er die Vorschule des Himmelreichs; denn wie nur derjenige zu den Freuden und Seligkeiten des Himmelreichs eingehen kann, der da gewandelt ist durch die Trübsale und Plackereien des Fegefeuers, so kann — — hier geht mir der Faden aus! — Wenn aber der Ehestand wirklich ein Fegefeuer ist, so sind wir Männer, um unserer Seligkeit und Veredlung willen, den Frauen den aufrichtigsten Dank schuldig, weil sie in demselben alles Nichtsnutzige, Struppige, Rauhe und Rauche von uns abfegen, um uns als ordentlich gescheuerte Candidaten der Seligkeit zur himmlischen Promotion vorzubereiten und zu appretiren. Sollte diese Scheuerung auch nicht immer mit zarter Hand geschehen, so geschieht sie doch in guter Absicht, und die Frauen sind es nicht allein, welche „himmlische Rosen ins irdische Leben flechten," sondern auch

das Angenehme mit dem Nützlichen verbinden. Die Ehe ist eigentlich eine hohe Schule, wo die Frau gemeiniglich der Professor ist, der im hohen Tone spricht, der Mann aber der Schüler, der da hört, auf des Meisters Worte schwört, nicht widersprechen darf und sich in einer der schönsten Tugenden, der Geduld, üben lernt. Wer sich nun so einige 30 Jahre in der Geduld geübt hat, wird mit der Zeit ein gescheidter Mann und lernt den Zweck der Ehe einsehen und erkennen; er begreift, wie er jetzt dasteht und wie er ehedem dastand. — Daß übrigens im Ehestand auch der Verstand ausgebildet wird, leidet keinen Zweifel; denn wodurch wird der Verstand geschärft, wodurch operirt der Geist? — Durch den Austausch der Ideen. — Wodurch wird dieser befördert? Durch den Widerstand. — Wer leistet am meisten Widerspruch. — Die Frauen! — Also sind es die Frauen allein, welche in der Ehe durch den Ideentausch unsern Geist entwickeln und uns, so zu sagen, den Kopf zurechtsetzen. Daher kommt es auch, daß es von manchem Manne erst dann heißt,

wenn er geheirathet hat: Er ist ein Mann von Kopf! — Denn ich will auch annehmen, seine Frau wäre eigentlich ein Mann von Kopf, so wird doch der Mann schon dadurch, daß Mann und Weib eine Seele und ein Leib sind, ein Mann von Kopf. —

Wer das nicht begriffen hat, ist ein Demagoge und ich werde die Hülfe der Gesetze gegen ihn anrufen! —

— Nun gibt es aber eine geheime Gesellschaft, welche die Propaganda heißt und alles mögliche Unheil angestiftet hat. Diese Propaganda lehrt zugleich den Saint-Simonismus und will, daß uns die Frauen nicht mehr den Kopf zurechtsetzen sollen. Die Frau soll nach ihrem Kopfe leben und der Mann nach dem seinigen, die Frau soll frei sein; d. h. sie soll sich nach Belieben bald diesen, bald jenen Mann wählen können und der Mann soll nichts dagegen haben. Zwar haben ohnedies manche gute Männer nichts dagegen; aber wo bliebe dann unsere Ausbildung, welche namentlich bei harten Köpfen erst in einer Reihe von Jahren

zu bewerkstelligen ist. Die natürliche Ordnung will, daß ein Geschlecht nicht zu Gunsten des andern beeinträchtigt oder begünstigt werde. Wie aber nun, wenn ein Mann nur durch seine Frau einen Kopf besessen und diese Frau nimmt nun diesen Kopf und trägt ihn zu einem Andern? Was soll der Betheiligte nun ohne Kopf anfangen, mit welchem Rechte kann er in seinen wohlerworbenen Rechten gekränkt werden?

Also fort mit der Propaganda! Jeder fühle an seinen Kopf und sehe, ob er noch fest sitzt. Wenn ihn auch die Frau manchmal etwas unsanft zurecht setzt, das schadet nichts. Wir werden dadurch nur an ein theures Besitzthum erinnert, welches man in jetzigen Zeiten, wo so viele Köpfe aneinander rennen müssen, nicht genug schätzen kann. Daß die männlichen Köpfe immer der Sorgfalt und Aufsicht der weiblichen bedürfen, geht schon daraus hervor, daß die Frauen nur einen Kopfputz, die Männer aber eine Kopfbedeckung brauchen, um im Zaume gehalten zu werden. So heißt es z. B. auch: der Mann hat

sich etwas in den Kopf gesetzt, die Frau aber setzt ihren Kopf auf: ein Beweis, daß die Frauen mit ihrem Kopfe viel geschickter, etwa wie wir mit dem Hute, umzugehen wissen. —

Jeder sieht demnach ein, daß in dieser Sache nichts zu ändern ist, wenn nicht alle Bande der gesetzlichen Ordnung zerrissen werden sollen.

So sollte man auch nicht sprechen: das Band der Ehe umschlingt uns, sondern der Band der Ehe; gewissermaßen ein Einband, aus Leder, Papier u. dgl. Denn die Ehe ist der starke Band, mit schwabacher Lettern gedruckt, in welchem wir, so lange wir leben, lesen, studiren, unsere Pflichten kennen lernen und Charaden auflösen müssen, um zu einem richtigen Verständniß der Ehe, wie unsers Daseins, zu kommen. Es ist die große Fortsetzung der kleinen Fibel, welche uns der Schulmeister eingeprügelt hat; es ist das Buch ohne Ende mit schönem Titel, unzähligen Capiteln, vielen Randglossen, zahllosen Druckfehlern, die wir corrigiren sollen, und oft sehr fehlerhafte Paginirung. Wer darin recht fleißig gelesen hat, ist ein

Belesener zu nennen und wird ein Auserlesener. Von diesem Buche werden oft viele Auflagen gemacht, jedoch sind die neuen nicht, wie bei den gewöhnlichen Büchern, auch nimmer die verbesserten und vermehrten; denn Mancher, der in der dritten Auflage lies't, wünscht sich oft die erste, Originalauflage zurück. —

Der Hausfreund.

Dieses Capitel ist ein delicates Thema, da es sich ins Innere des Familienlebens verliert; denn manche Dame kann es geduldig mit ansehen, wenn man ihren Mann angreift, wer sich aber am Hausfreund vergreift, der hat ihr ans Herz gegriffen!

Hausfreund ist ein Mann, welcher der Freund der Frau ist, wenn der Gemahl aufgehört hat, Freund der Frau zu sein. Er ersetzt ihr also, so zu sagen, am Manne den Freund und wird im

Hause freundlich angesehen, während der Mann nur außer dem Hause freundlich angesehen wird. —

Die Kunst, Hausfreund zu werden, ist nicht leicht. Ein solcher Mann, will er in dieser Carriere Glück machen, muß wohlgebildet, von schlanker Taille, sprechenden Augen, feiner Tournüre und nach Befinden auch von — Geld sein. Der Kopf ist meistens Nebensache! — Der Hausfreund muß artig gegen den Mann, galant und doch zurückhaltend gegen die Frau sein. Er muß mehr errathen lassen, als er spricht, muß schweigen können, auch wenn er nichts weiß, muß alle mögliche Aufmerksamkeiten hegen und sich in Launen fügen bis zur Verzweiflung. Er muß mit den Kindern spielen, den Schooßhund kratzen, beim Thee die Stühle zurechtsetzen, wenn gesungen wird, die Noten umkehren, wenn getanzt wird, Walzer spielen, im Pfänderspiel seinen Rücken dem Plumpsack Preis geben, beim Whist den vierten Mann machen, sich ohne Murren auf die Hühneraugen treten lassen, den Champagner öffnen und bei Tische die Teller wechseln. Er darf die erste Ge-

sundheit der gnädigen Wirthin zu Ehren ausbringen und dem Hausherrn einen Haarbeutel antrinken; darf sich aber dabei nicht selbst vergessen, sondern muß Stand halten. Bei allen diesen Verrichtungen darf er aber von der Dame von Hause kein Auge verwenden. Beim Nachhausegehen muß er den Damen die Mäntel umhängen und die Ueberschuhe präsentiren und da er beim Treppenhinuntergehen der Letzte ist, muß er auch das Trinkgeld für alle Vorangehenden bezahlen.

Dieses Amt ist sehr sauer, wie nicht zu leugnen, dafür wird ihm aber auch oft sehr süßer Lohn gereicht. Er darf der Dame, wo er accreditirter Hausfreund ist, viele Geschenke, aber mit Auswahl machen, er kann ihr verstohlen, und wenn es Niemand sieht, die Hand drücken, darf, wenn sie krank ist, sich fünfundzwanzigmal ihre Krankheitsgeschichte erzählen lassen, darf, wenn sie in die Wochen gekommen, mit ihren fünf Schwestern und Cousinen Gevatter stehen, darf auf dem Balle um den siebenten Galopp und den fünften Contretanz bitten, und wenn es draußen gar nicht

regnet, sogar den Regenschirm tragen. Bedient sich die Dame einer Sänfte, so darf er nebenbei im Kothe gehen, die Sänfte oder den Wagen auch bezahlen, und hat sie auf dem Balle etwa den Fächer vergessen, so darf er zurücklaufen und ihn holen. — Unten am Hause nimmt er gewöhnlich Abschied und kann schlafen gehen. —

Ist im Theater ein neues Stück, so muß er sich zur Casse drängen, als Menschenfreund viele Rippenstöße erdulden und Billets zu Sperrsitzen erobern. Ist zufällig kein Platz oder hat man eine Freundin mehr mitgenommen, so darf er an der Thür stehen, wo er nichts sieht. —

Mit dem Gemahl muß er auf einem guten Fuße stehen, ihm aber doch häufig aus dem Wege gehen.

Der Stand eines Hausfreundes ist, wie man leicht ersieht, einer der schwierigsten und an viele Aufopferungen gebunden; dabei aber ist die Stellung eben so ehrenvoll, als anspruchsvoll und unbescholten. Es ist himmelschreiende Ungerechtigkeit, wenn die böse Welt an dem Hausfreund

thume etwas zu mäkeln hat. Ich habe ihn hier von seiner guten, schuldlosen, rein menschlichen, philanthropischen Seite dargestellt; eine andere kennt mein unbefangenes Herz nicht — hat auch nie etwas davon gehört. —

Eine Frau wählt sich in der Regel den Hausfreund, um in ihrem Herzen eine Lücke auszufüllen, welche der Mann leer gelassen hat. Sie will z. B. schwärmen; aber der Mann ist Prosaist, ist z. B. Lederhändler — und der Hausfreund kann schwärmen; also ist ein Hausfreund nothwendig! — Der Mann wird nach den Flitterwochen kalt, theilnahmlos, der Hausfreund ist eifrig, unterhaltend; der Mann brummt, der Hausfreund singt Tenor; der Mann knausert, der Hausfreund schenkt; der Mann ist den ganzen Tag im Geschäft oder im Clubb, der Hausfreund macht häufige Visiten; der Mann ist verdrießlich und liest der Frau oft den Text, der Hausfreund ist galant und liest ihr Gedichte vor; der Mann ist nur kurze Zeit zu Hause und die Zeit verfliegt dennoch. — Also ist er einer wohlconditionirten Frau, welche

die Pflichten gegen sich nicht ganz außer Acht lassen will, durchaus nothwendig, gerade so wie ein theurer Shawl.

Der Hausfreund unterscheidet sich aber in Einem vom Shawl. Er ist der Frau theurer und kostet ihr in der Regel nichts. Der Shawl ist aber immer theuer und kostbar. —

Es ist eine Ungerechtigkeit, wenn man mancher Frau ihren Hausfreund verargt. Denn manche Frau hätte ohne Hausfreund gar keinen Mann, da mancher Mann mehr Schlafmütze, als Mann ist. —

Ich frage meine verehrten, verheiratheten Leserinnen, ob sie einen Mann haben, der ganz Mann ist, um bei ihnen auch den Hausfreund vorzustellen, der alle die tausend genannten Verrichtungen mit Fleiß, Galanterie, Ausdauer, Delicatesse, Aufopferung und ohne Seufzer auf seine Schulter nimmt? — Ich wette das Basse'sche „Complimentirbuch" gegen Jeden.

— Ich kannte einen Mann. Er war Hausfreund bei einer Dame Namens Sidonie. Er war wie zu seinem Berufe geboren. Er verehrte

die Frau und schätzte den Mann! Er versüßte ihr das Leben und wurde gegen den Mann nie bitter. Gab es einen häuslichen Zwist, so trocknete er ihr die Thränen und wischte ihm den Schweiß von der Stirn. Und als Sidoniens Gemahl, ein Opfer seiner unglücklichen Liebe, starb, drückte er ihm beide Augen zu aus Dankbarkeit, weil dieser im Leben oft eines zugedrückt. Und als Sidonie, da der Selige verblichen war, aufhörte zu weinen, da tröstete er sie und sprach: „Dort oben ist ihm besser!“ — „Ja!“ entgegnete sie, „wenn ich das bestimmt weiß, dann ist mir auch hier besser! — Aber ich bin eine verlassene Wittwe — mein Theuerstes ist ins Grab gesunken!“

„Hier steht ein Freund, dessen Arm Sie durchs Leben führen, der Ihre Thränen trocknen, Ihren Kummer verscheuchen wird!“

„Ist es möglich? o es gibt noch edle Seelen!“

Es war möglich, und der Hausfreund wurde Sidoniens Gatte; er opferte sich ihr aus Theil-

nahme, aus Liebe zu dem Verstorbenen; denn sie war schön und reich. —

Aber er hat des Todten nicht vergessen; — acht Wochen nach der Hochzeit ging er auf den Gottesacker, an das Grabmal seines Freundes. Er rief tiefbewegt: „Schlummre sanft, armer Dulder — o! ich habe Dich nicht begriffen!" Und er wollte einige Rosen abbrechen und auf den Marmor streuen; er stach sich an einen Dorn — kratzte sich hinter den Ohren und schrie: „Was sticht mich da?!" —

Der Hausfrieden.

Der Krieg hat seine vielfache Zahl; aber der Frieden merkwürdiger Weise nicht. Und doch gibt es verschiedene Arten von Frieden, z. B. Burgfrieden, Landfrieden, Stadtfrieden, Weltfrieden, ewiger Frieden, Hausfrieden u. s. w. Jeder politische Frieden, der nach einem Kriege abgeschlossen wird, soll immer — so ist's ausbedungen

— ein ewiger Frieden sein; aber nach ein Paar Jahren geht der Teufel wieder los und das nennen die Herren einen ewigen Frieden! — Jeder Frieden trägt schon den Keim zum neuen Kriege in sich, und was wäre der Frieden ohne Krieg? Krieg aber will die Menschheit in Staat, Kirche, Haus, im Theater, in der Theegesellschaft, bei Krönungsfeierlichkeiten und Constitutionsfesten. — Wie es also überall Kriege gibt und darauf folgend und daraus fließend Frieden, so auch in der Ehe. Denn was wäre der Hausfrieden ohne Hauskrieg? Eins läßt sich ohne das Andere nicht recht denken.

Der Hausfrieden ist derjenige Zustand, welcher auf den Hauskrieg folgt, wie die Windstille auf den Sturm. Manchmal hat der Mann blos im Hause Frieden, wenn die Frau außer dem Hause ist, und der Name einer Hausfrau ist so mit dem Hausfrieden nicht vereinbar. Oft geht es auch der Frau so, und sie sieht den Mann lieber den Landfrieden stören, als den Hausfrieden.

In der Progression entsteht der Hausfrieden aus Schmollen, Widerspruch, Wortwechsel, Zank,

Blitz, Donner und — Waffenstillstand. Die Frau gebietet ihrer Zunge Stillschweigen, was von großer Energie zeigt, und

„Die Waffen ruh'n, des Krieges Stürme schweigen!"

d. h. man schweigt wechselseitig, man meidet sich, man will nicht zuerst die Hand anbieten, man spricht mit sich selbst, man fragt einen Dritten und erwartet die Antwort von einem Zweiten, man begegnet sich, man ist genöthigt, sich ins Auge zu sehen, man lächelt, man sagt: Du Narr! und erwischt sich beim Kopfe und küßt sich — und der Friede ist geschlossen. Hierauf folgt nun die Erklärung des Mißverständnisses, man schwört, sich nie wieder zu verkennen, man gelobt Sanftmuth und schließt einen ewigen Frieden. Aber in jedem Friedensschlusse liegt ja der Keim zu einem neuen Kriege, und diese Friedensschlüsse sind derjenige Artikel, welcher in der Ehe am meisten verbraucht wird.

Da der Hausfrieden gewissermaßen eine Bedingung des Hausunfriedens ist, so möchte man

meinen, je weniger die Frau häuslich ist, desto häuslicher sei der Friede. Aber gerade umgekehrt: der Friede ist oft nicht da zu Haus, wo die Frau zu Haus ist; er ist's aber in der Regel, wo sie häuslich ist. Ist die Frau häuslich in der Art, daß sie mehr in anderen Häusern, als in ihrem eigenen zu Haus ist, so ist auch der Friede während ihrer Abwesenheit oder auswärtigen Häuslichkeit bei ihr zu Hause. Kommt sie aber einmal nach Haus, so zieht auch der Frieden aus und der Krieg fängt an, der endlich wieder zum Frieden führt.

Und so bildet Alles im Reiche der Liebe eine Kette; Nesseln und Rosen durcheinander, Küsse und Flammenblick, Brummen und Herzen. Es gibt Ehen, welche ein ewiger Krieg, aber auch solche, welche ewige Friedensschlüsse sind.

Wer seinen häuslichen Frieden auf keine Art dauernd, d. h. wenigstens 24 Stunden, erhalten kann, dem geben wir folgenden Rath: Er stehe um 7 Uhr auf, kleide sich rasch an, trinke beim Conditor seinen Caffee, gehe bis 8 spazieren, von da

bis 12 aufs Comtoir; dann nach Hause, speise rasch (tadle aber kein Gericht), eile schnell aufs Caffeehaus, um Zeitungen zu lesen, begebe sich direct wieder aufs Comtoir, bleibe bis 7, wandle von da ins Theater, nach dem Theater in den Clubb, und von da verfüge er sich gegen Mitternacht nach Hause, kleide sich rasch aus und schlafe sogleich ein. Auf diese Art wird er den häuslichen Frieden am sichersten erhalten, obgleich ich für die Sonntage nicht stehe.

Ein solcher Mann wird zwar sehr wenig zu Hause, aber statt seiner wird der Hausfriede bei ihm sein, und gibt die glücklichste Ehe! —

Die Toilette.

Die Toilette ist die älteste Erfindung der Damen. Schon Eva soll im Paradiese im Spiegel eines Baches sich wohlgefällig betrachtet und ihr Haar **à la chinoise** geordnet haben. Seitdem haben die Frauen aller Nationen, sie mögen noch so

wild sein, ihre Toilette. Die Europäerin schminkt sich, die Amerikanerin tätowirt sich, die Malayin durchbohrt den Nasenknorpel, die Samojedin drückt ihre Nase platt, die Irokesin bestreicht sich mit Thran, die Hottentottin mit Kuhmist; das gehört Alles zur Toilette. Das schöne Geschlecht will nicht nur schön sein, sondern auch schön aussehen, und dazu dient der Putz. Die Toilette ist der geheime Isistempel der Damen, wo sie als verschleierte Bilder zu Sais für die übrige Welt erscheinen; sie ist aber auch der Tempel der Wahrheit, wo sie ungeschminkt und natürlich erscheinen, der Divan ihrer Berathungen über Herzensangelegenheiten und Eroberungen, das Orakel, bei welchem sie sich nach einem zu erfechtenden Siege erkunden, das Fegefeuer, aus welchem sie gereinigt hervorgehen, das geheime Maskeradenzimmer, wo sie sich für die übrige Welt unkenntlich machen, der Waffensaal ihrer erotischen Geschosse, die Kirche, in welcher sie voll Inbrunst sitzen und der Kammerfrau den Text lesen, die Vorschule zum Ball und das Vorwerk zur Vermählung. Ohne Toilette

gäbe es keine Kunst und ohne Kunst keine Damen. Seitdem die Natur so schülerhaft geworden ist, daß sie verbessert werden muß, muß auch der Schein Alles zu Natürlichen vermieden werden. Vor der Toilette ist die Dame nur Weib — im Salon ist sie Dame, im Hause Mutter und Gattin, je nachdem es die Umstände erfordern, oder Sängerin, oder Declamatrice, auf dem Ball Tänzerin u. s. w. alles dieses aber könnte sie nicht ohne Toilette sein; darum hätte es der Schöpfer besser gemacht, wenn er erst die Toilette und dann das Weib erschaffen hätte; insofern man nicht annehmen will, daß ihr zuerst Adam als Toilette gedient, der als erster Mensch übrigens hölzern genug gewesen sein mag. —

Ein alter Dichter sagt etwas ungalant: Manche Dame steigt als Raupe aus dem Bette und kommt als Schmetterling von der Toilette. Hierdurch wäre die Seelenwanderung, die Metempsychose erwiesen, und wenn unsere Damen zu flatterhaft werden, braucht man ihnen nur die Toilette zu nehmen.

Die Dame tritt des Morgens an ihre Toilette, wie in ein Arsenal. „Hier," sagt sie (indem sie die Locke über dem rechten Auge hoch auftoupiren läßt), „errichte ich eine Batterie gegen den A—, dort" (indem sie den Gazeschleier lose über der Schulter anstecken läßt) „eine Redoute gegen B—; meine beiden durchsichtigen Pauschärmel sollen als Amorskanonen ein Kreuzfeuer gegen C— während des Cotillons unterhalten. Dieses **regardez-moi** soll gegen D— die Wirkung einer Sternschanze ausüben. Sobald ich den Mund zum Lächeln verziehe und nur ein klein wenig die obere Zahnreihe erblicken lasse, soll E— erbeben, wie vor der Mündung einer Kanone, und um Gnade flehen; wenn ich mein zartes, hellbraun bestiefeltes Füßchen bis an die Knöchel sehen lasse, soll dem F— zu Muthe sein, als müßte er über die Klinge springen, und wenn ich im Rutscher diese Taille seinen Händen anvertraue, muß er um Pardon flehen ꝛc."

Bei der Toilette, mit den Papilloten, den Haarwickeln, werden die größten Verschwörungen angezettelt, und durch das Brenneisen wird

mancher Brand in ein ruhiges Männerherz geschleudert, durch die Haarflechten wird manches Schicksal geflochten, das nur mit den grausamsten Schmerzen wieder auseinander gezaus't werden kann. Die Schminke bringt es dahin, daß manche Dame dem Manne in der Ehe so ungeschminkt erscheint, daß er sich vom Teufel holen lassen möchte, und die Pomade auf der Toilette hat es oft schon vermittelt, daß Mancher recht angeschmiert worden ist. Wer ein Buch schreiben will: „Das Weib wie es sein soll," der braucht nur eine Kosmetik, ein Handbuch der Toilettengeheimnisse zu schreiben. —

Darum, Ihr Männer, fürchtet nicht die Damen, fürchtet nur die Toiletten, denn sie sind das Zeughaus ihrer Macht; ohne Zeughaus aber gäbe es keine bewaffnete Macht, keinen Krieg, keine Niederlage! —

Koketterie.

Sie ist eine Spielsucht der Eigenliebe und Narrheit, sie setzt sich auf den Herzen an, wie der grüne Schlamm auf den Teichen, die keinen tiefen Grund haben; sie spielt Pfänderspiel und Auction mit Blicken, Lächeln, Seufzern, Stirnrunzeln, Haarflechten, ausgeschnittenen Kleidern, weißen Händen und zartgeformten Knöcheln. Zu ihren Waffen schwererern Kalibers gehörte vor wenigen Jahren noch der **Cul de Paris**, der aber seit einiger Zeit in sich gekehrt ist. Die Koketterie kennt keinen Herzensfrühling, keine frischen Blumen; ihren Frühling verdarb der Nachtfrost der Herzlosigkeit, und sie schmückt sich mit künstlichen Blumen. Die Wahrheit dient ihr nur, um sich daran zu versündigen; die edelste der Leidenschaften, die Liebe, um mit ihr „Haschens" und „Versteckens" zu spielen; sie hat gemachte Thränen, die lediglich aus dem Thränenbeutel und nicht aus der Brust kommen, gemachte Schmerzen, Entsagungen und Begeisterungen. Sie ist ein Musik-

stück, zusammengesetzt aus lauter Künsteleien, ohne die Seele der Melodie; sie ist ein moderner Solotanz mit tausend Beinrenkungen, ohne die Sprache der Mimik. — Im ersten Stadium, wo sie nur ein Anflug ist, erscheint sie reizend, lockt, bezaubert, wie der Köder den Stockfisch; einmal fest haftend, frißt sie tiefer, wie der Rost, und entstellt, wenn auch in schönen Figuren, die glatte, reine Oberfläche, in welcher sich Natur und Seele spiegelt. Sie ist eine ungeheure Lüge! — Der Schöpfer hat das Weib so rein wie die Lilie gebildet; da kam der Teufel und warf eine Raupe in den Blumenkelch, und diese zernagt, überspinnt und besudelt das zarte Weiß der Blätter. — Sie ist ein Fluch, den ein neidischer Dämon der Schönheit mit ins Leben gegeben hat. — Mit den Reizen, die eines Engels Hand geformt, treibt die Kokette schnöden Mißbrauch — selbst herzlos, sucht sie Herzen zu besiegen und an sich zu reißen, wie der Geizhals Schätze zusammenscharrt, um selbst arm zu bleiben. — Eine Kokette schwört zu allen Religionen, um keine zu haben!

Wie jedes Uebel aber, trägt die Koketterie den Keim ihres Verderbens in sich. Kurz ist die Zeit ihrer Herrlichkeit, ihrer Siege und Triumphe; die eingefallene Wange, der erlöschende Blick, der welkende Teint machen sie unwirksam, zerstören ihre Macht. Herz und Gefühl war nicht vorhanden, der Geist ward zu Edlem nicht ausgebildet; was ist noch Bedeutendes vorhanden? Die neue Generation wendet sich neu auftauchenden, glänzenden Erscheinungen zu — die Kokette steht allein, wie eine alt gewordene Schauspielerin; die neue Jugend kennt ihre frühern Triumphe nicht, kennt nicht die Macht, die sie geübt, weil das verschwunden, abgewelkt, verblaßt ist, was ihr diese Macht gab. Zu spät sieht nun die Unglückliche ein, daß sie auf Allzuvergängliches gebaut, und statt der Ergebung, der demuthvollen Entsagung, erfüllt Haß, Neid und Ingrimm ihre Brust. Lieben kann sie nicht, darum sucht sie denen, die sie verdrängt haben, furchtbar zu werden. Aus der Koketterie, der bunten, glänzenden Schlange, wird nun ein verzerrtes, häßliches Ungethüm, eine Eidechse, ein Drache, ein

Alligator: die Medisance, deren Zähne Alles zermalmen. In die Brust, wo die Liebe nicht wohnte, zieht die Lieblosigkeit ein, der Witz wird zum Spott, die Laune zur Satyre, die Anmuth zur Bizarrerie, das Bonmot ein Giftpfeil.

Und so steht sie nun allein, gefürchtet, aber nicht geliebt, berücksichtigt, aber nicht geschmeichelt, bemerkt, aber nicht gesucht — trostlos, einsam, ein warnend Jammerbild für werdende Koketten.

Ihr jungen Mädchen! ich habe Euch hier einen Blick in die Zukunft werfen lassen; werdet Koketten, wenn Euch nach der kurzen Zeit des Glanzes und nach der langen Schmach gelüstet; werdet Tulpen und später Schierlingsdolden und Brennnesseln, statt Veilchen und Rosen zu sein! Eine Kokette wird nie geboren; aber anerzogen, angelernt, angeeignet wird die Koketterie. Wer erst mit den Gefühlen spielen lernt, der rauft diese zarten Gewächse aus dem Boden, pflanzt sie bald dort- und bald dahin, so daß sie nicht mehr Wurzeln fassen können, und verlernt so allmälig alle Gefühle. — Die Eitelkeit ist ihre Mutter, ihr Anfang und Ende,

der Magnetstein, der sie zieht ins Herz hinein. — Noch eins — der Mann von Verstand und Würde durchschaut sehr bald eine Kokette und wendet sich mit Verachtung von ihr. Der Roué, der gewitzigte Geck, umflattert sie, spielt mit ihr, wie sie mit ihm, benutzt sie zum Zeitvertreib und läßt sie fallen — sobald eine neue anziehendere Erscheinung lockt. Ihr bleibt demnach nur der große Haufe der Beschränkten — der Schmachtlappen, die sich an der Nase führen lassen und mit einem Blick begnügen. — Von dieser Sorte gehen 30 auf ein Pfund — die Eroberung ist also auch nicht von Bedeutung. —

Es gibt endlich sogar männliche Koketten! — Von diesen will ich gar nicht reden. Man sende sie nach Constantinopel in das Harem des Sultans, als weiße Eunuchen! —

Der Caffee.

Die Türken nennen ihn Kavéh; aber ein solch barbarisches Volk hat in ästhetischen Sachen keine

Stimme, folglich auch keine Betonung. Denn die Türken trinken den Caffee, wie ihn der liebe Gott erschaffen hat, ohne Cichorien, ohne gebranntes Korn und Eichelsurrogat, weil sie dumm sind. Unsere Caffeesieder verstehen dies besser. Der Naturzustand paßt nur zur Rohheit. Wir trinken unsern Caffee, wie er uns zubereitet worden, mögen ihn die Türken natürlich trinken; denn das ist eben das Merkmal der Cultur; und darauf sind wir stolz!!

Wir haben aber in Deutschland nicht nur verzollten Caffee, wir haben auch Caffeehäuser. — Caffeehäuser sind öffentliche Anstalten, welche zum Besten der Menschheit gewisse unbestimmte Versammlungen gestatten, welche nicht in die Kategorie der politisch-verbotenen oder verdächtigen gehören. Man kann daselbst seinen Caffee trinken, ohne demagogischer Umtriebe beschuldigt zu werden. Man braucht nicht zu sprechen, um ungeschoren zu bleiben. Man kann lesen, rauchen und gähnen. Das ist nicht polizeiwidrig. Bis jetzt steht der Caffee noch nicht im Geruche der Propaganda und wäre das der

Fall, so würden die Caffeesieder auf jeden Fall besorgt sein, ihm das gefährliche Miasma zu benehmen; denn seit die Homöopathen gegen den Caffee eifern, ist er in den Caffeehäusern immer dünner geworden.

Es gibt aber auch Caffeegesellschaften. Diese sind die Storthings der schönern Hälfte des Menschengeschlechts. Hier wird über das Wohl und Weh des Nächsten berathen, hier wird berichtet über die Fehler der Abwesenden und Urtheil gesprochen nach Recht und Gewissen; hier werden die großen Staatsangelegenheiten von Putz, Mode, Koketterie, Eifersucht, Treue und Treulosigkeit der Männer, Galanterie der Frauen u. s. w. abgehandelt; hier wird mit der weißen Sahne mancher gute Name in den schwarzen Caffee eingerührt; bis er selbst schwarz wird. Ach! wer den Caffee erfunden hat, der hat auch unsere Frauen schlimm gemacht. Je besser der Caffee, desto schlimmer sind sie! Beim guten Caffee finden sie Alles gut, nur nicht den Nächsten, beim schlechten finden sie nur

den Caffee schlecht oder die Wirthin. Und das ist der Humor von der Sache!

Caffeeschwestern! darin liegt eben das Unheil! — Weinbrüder sind lange nicht so arg. Sie trinken im Rausche Brüderschaft und schlafen ihn aus. Aber beim Caffee bleiben sie hübsch nüchtern; sie trinken Schwesterschaft, ohne den Rausch auszuschlafen, und das sind die gefährlichsten Complotte!

Es ist kein Rausch, sondern ein Surrogat des Rausches und alle Surrogate taugen nichts!

Noch ein Wort über den Caffeesatz. Er ist von tiefer Bedeutung. Wenn der Caffee klar geworden und getrunken, so wird aus dem Caffeesatze so Manches klar, was beim Caffee kaum denkbar war. Es eröffnen sich die dunklen Pforten des Geisterreichs, Prophezeiungen tauchen auf, eine neue Welt erschließt sich — man hat nicht vergebens Caffee getrunken; der Satz bleibt fest, sieht man erst mit Kennermiene in den Caffeesatz. Dazu muß man aber auch ein altes Weib sein, und für diesen Preis verzichte ich auf diese Wissenschaft! — Ich Thor befand mich vor sechs bis sieben Jahren

schon in weiblicher Kleidung an einem Hause im Dorfe Lindenau, wo damals eine Caffeepythia wohnte, um mein Schicksal zu befragen; aber mit der weiblichen Kleidung floh auch aller männliche Muth, heilige Schauer ergriffen mich an der geheimnißvollen Schwelle; ich kehrte um und — bin jetzt um eine Weissagung ärmer. —

Ich glaube, die Damen trinken nur aus Neugierde Caffee. Sie wollen der Sache auf den Grund kommen — sie blicken nach dem Satze hinab, ihr Divinationsvermögen hilft und sie ahnen ihr und unser Schicksal in der braunen Tiefe! —

Es ist gefährlich für uns, der Teufel mag sein künftiges Schicksal einem Andern vorauswissen lassen. Darum lebe die Cichorie — aus der Cichorie hat noch Niemand wahrgesagt oder gewahrsagt; denn das einzige Wahre, was darüber gesagt werden kann, ist, daß sie schlecht schmeckt.

Daraus geht hervor, daß der Caffee für uns von tiefer, culturgeschichtlicher Bedeutung ist.

Neujahrwünsche.

Den Aerzten und Advocaten eine gute Praxis, aber ohne Patienten und Prozesse.

Den Schneidern, daß die Moden ewig Mode bleiben mögen.

Den Schuhmachern schlechtes Wetter und den Spaziergängern Sonnenschein.

Den Schornsteinfegern einen Ruß, der weiß abfärbt, damit sie ihren Teint schonen.

Den Friseuren einen allgemeinen Abfall der menschlichen Haare, wodurch auch das Kameelhaar im Preise steigen würde.

Den Müllern Wasser auf ihre Mühle, desgleichen den Geschwätzigen.

Den Papiermüllern recht viel Lumpen.

Den Dachdeckern beim Herunterfallen Einen, der gerade vorübergeht.

Den Portraitmalern recht viel Pinsel — die sich malen lassen.

Den Dichtern recht viel Reime, damit sie nicht so viel ungereimtes Zeug schreiben.

Dem Theater ein volles Haus, dem Haus aber ein gutes Theater.

Den guten Schauspielern beim Abgang ein: Hierbleiben! den schlechten bei ihrem Abgang viel Applaus.

Den Schlossern recht viel Einbrüche und Kammerherren, damit sie recht viel Schlösser und Schlüssel zu machen haben.

Den Blättern ein Blatt vor den Mund; den guten recht viel Absatz und den schlechten recht viel Abnahme, von Abonnenten nämlich.

Den Buchhändlern lauter Monate ohne R, weil in diesen die Krebse am besten schmecken.

Den Scheerenschleifern recht viel Ehrabschneider, und den Messerschmieden recht viel Aufschneider.

Die Barbiere endlich mögen in Zukunft nur Austernbärte zu rasiren haben.

Ueber die Ohrfeigen.

Jede Nation hat ihre Erfindungen, eigenthümlichen Gebräuche und Gewohnheiten. Ich glaube, die Ohrfeigen sind eine deutsche Erfindung. Lichtenberg hat eine treffliche Terminologie über den Rausch (das Betrinken) geschrieben und so ziemlich herausgestellt, daß die Deutschen, wenn nicht das Trinken, so doch sicher den Rausch erfunden haben, weil sie so reich an Ausdrücken dafür sind. Aber dagegen streitet die Autorität der Bibel; denn Noah hatte den ersten Rausch und war doch kein Deutscher.

Um gründlich von den Ohrfeigen zu sprechen, so ist die Art derselben, welche Backenstreich heißt, wohl die älteste; denn Backenstreiche kommen schon in der Bibel vor. Sie scheinen eine gelindere Art der Ohrfeigen zu sein, weil bei ihnen die Backe nicht geschlagen, sondern blos gestrichen wird.

Schlimmer sind schon die Bremsen, mit ihnen

vereinigt sich der Begriff von etwas Stechendem. Darum sagen auch die Berliner nicht: „Ich habe ihm eine Bremse gegeben!“ sondern: „Ich habe ihm eine Bremse gestochen!“ oder in der Kürze: „ick hab' ihm eene jestochen!“ Hier wird der Ohrfeigengebende zum Activum, nicht aber die Bremse, welche blos gestochen (d. h. gegeben) wird.

Wir schreiten jetzt zu den Maulschellen, welche auch einfach als Schellen applicirt werden. Ueber ihren Ursprung ist man nicht im Klaren. Möglich, daß in alten, guten Zeiten, wo es noch Hofnarren gab, diese, wenn sie eine Wahrheit sagten, von ihrem allergnädigsten Fürsten mit einer Ohrfeige beehrt wurden, welche nach Maßgabe ihrer Heftigkeit die Schellen an ihrer (der Narren) Kappe in Bewegung setzte; woher denn diese Art stärkerer Ohrfeigen, und weil sie näher am Munde angebracht ward, Maulschelle, wenn man sie aber aufs Ungewisse oder geometrisch genau zwischen Maul und Ohr applicirte, einfach Schelle genannt wurde.

Ueber die Dachtel, welche nebst Achtel und Schachtel den einzigen Reim auf Wachtel gibt,

sind die Nachrichten fast noch unbestimmter. Der Etymologie nach könnte man sie von Docht, Dacht ableiten und als ein Diminutiv desselben ansehen. Man könnte sagen, daß bisweilen durch eine solche Ohrfeige (eine Dachtel) Manchem ein Docht, d. h. ein Licht aufgeht.

Die Watschen sind unsers Wissens süddeutschen Ursprungs. Ueber ihre Erfindung ist gar nichts bekannt. Aber auf jeden Fall sind sie classisch, denn in dem bekannten Schäferspiele von Geyer ruft der eifersüchtige Liebhaber dem kühnen Nordlandsrecken zu:

„Mit meinem Schäferstab gäb' ich Dir eine Watschen,
Daß Du verblüfft und lahm nach Nordland müßtest latschen."

Deshalb verdienen diese Watschen auch in Norddeutschland eingebürgert zu werden, damit, wie bisher Producte und Intelligenzen, so auch Sitten und Gebräuche sich zwischen Nord- und Süddeutschland ausgleichen. —

Die Damsel, welche in einigen Gegenden Norddeutschlands zu Hause ist, läßt auf eine Abstammung von Amsel rathen, weiter aber auch

nichts. — Grimm meint richtiger, sie rühre eher von damisch (dämisch) her, was so viel als verwirrt bedeutet. Aller Wahrscheinlichkeit nach sind Damseln diejenigen Ohrfeigen, wonach der glückliche Empfänger dämisch, d. h. verwirrt, drehend wird, wonach ihm Sehen und Hören vergeht. Daraus dürfte erfolgen, daß sie schon zur stärkeren Classe von Ohrfeigen gehören.

Ein Gleiches möchte der Fall mit der weniger bekannten Dussel sein, welche ohne Zweifel von dem Dusel herrührt, den sie hervorbringt; denn natürlicherweise sind hier die Steigerungen von verschiedener Art.

Ueber die Hurbel, welche sich in den anhaltischen Herzogthümern aufhalten soll, haben wir trotz aller Forschung nichts, auch nur halbwege Haltbares auffinden können. Auf Hurbel reimt sich freilich Kurbel. Sollte diese Art Ohrfeige, bei der Verabreichung, nicht mit einer drehenden Schwingung der Hand verbunden sein; wie z. B. die östreichischen Korporale, wenn sie dort landesübliche Stockstreiche austheilen (welche Streiche eigentlich viel-

mehr Schläge genannt werden können), vor jedem Hiebe dreimal in der Luft einen mystischen Kreis zu beschreiben pflegen? —

Der Ausdruck Denkzettel, für Ohrfeige, gehört schon den höheren Classen an und ist mehr abstract. Er ist gleichbedeutend mit Vergißmeinnicht, und auch hinsichtlich der blauen Farbe dürfte hier eine Uebereinstimmung Statt finden; denn es kann nicht fehlen, daß nach manchem Denkzettel die Wange eine bläuliche Farbe annimmt, welche der des Vergißmeinnichts mehr oder weniger nahe kommt. —

Ueber die Tetschen, welche man in Deutsch-Böhmen und in einigen sächsischen Grenzorten findet, sind die Naturforscher nicht ganz einig. Manche leiten sie von dem schönen böhmischen Schlosse Tetschen an der Elbe, Andere von dem schlesischen Herzogthume Tetschen, welches nebst Troppau und Jägerndorf zu Oestreich gehört, ab; weiter aber auch nichts! Leicht möglich, daß in dortigen Urkunden, namentlich über die Gründung

beider Orte, genauere Nachweisungen zu erhalten sind.

Der Patsch steht im Zusammenhange mit dem Schalle, den er hervorbringt, wie der Donner mit dem Tone des Getöses, den wir beim Gewitter hören, und der sich in allen Sprachen: lateinisch „tonitru", slavisch „Hrom" u. s. w. vorfindet. Der Patsch scheint zur gemischten Gattung zu gehören, denn er kann eben so leise sein, daß es nur klatscht, oder so stark, daß es kracht. —

Um noch über die Ohrfeigen, die allgemeinst verbreitete und, aller Wahrscheinlichkeit nach, Grundgattung der Backenstreiche oder wie wir sie nennen wollen, etwas zu sagen, so erscheinen sie ihren Namen daher erhalten zu haben, daß sie entweder auf dem Ohre oder in dessen Gegend applicirt werden, und daß das Ohr in Folge ihrer Wirkung eine mehr der Feige ähnliche Gestalt und Farbe annimmt. —

Der Verfasser verhehlt nicht, wie mangelhaft diese Abhandlung ist, weil er selbst in dem betreffenden Artikel keine praktischen Wahrnehmungen zu

machen Gelegenheit hatte, glaubt aber doch dem künftigen Historiker einige Materialien zur Benutzung und weitern Ausführung geliefert zu haben.

Die Maskerade.

Es ist Maskenzeit; wir können also ein Wort vom Maskiren sprechen, wie zur Zeit der Kometen von Kometen, zur Zeit der Ueberschwemmungen von großem Wasser, zur Zeit der Revolution von Aufständen, zur Zeit der Hungersnoth von großem Appetit. —

In der Maskenzeit maskirt sich die Menschheit zum Scherz, weil sie das Maskiren im Ernste satt hat. Mancher ist das ganze Jahr maskirt und zieht erst im Carneval sein eigenthümliches Gesicht an. Der Andere hat das ganze Jahr mit seinem Gesichte kein Glück gemacht und versucht es nun mit einem andern. Da sich der Mensch in der Regel schwer selbst erkennt, so versucht er

nun auf der Maskerade, ob ihn Andere erkennen. So Mancher erscheint z. B. in Schafskleidern, obgleich im bürgerlichen Leben Jedermann dieses Costume passend finden würde. —

Was der Mensch nicht ist oder nicht zu sein glaubt, will er vorstellen. Die Kokette erscheint als Schäferin, die Galante als Vestalin, die Spröde als Bajadere, der Papierspeculant als Fra Diavolo, ein Hofrath als Masaniello, ein Lotterie-collecteur als Fieschi, ein Salzschreiber als Voltaire, der Lieutenant außer Diensten als Friedrich der Große, der Müller als Schornsteinfeger, die Großmutter als Jungfrau von Orleans, der Held von der Nadel als Ritter ohne Furcht und Tadel, der Papiermüller als Finanzrath, der Roue als Capuziner, die Putzmacherin als Nonne und das Stickermädchen als Iphigenia. Der Advocat verkleidet sich als als Seeräuber und der Arzt als Bachus. Neuigkeitskrämer werden Trappisten, Wäschermädchen Hofdamen, Laternenputzer Jesuiten, Schöne Fledermäuse und Häßliche Königinnen der Nacht. — Die ganze gebildete Menschheit

stülpt sich um, wie ein Handschuh. Jeder will etwas Anderes scheinen, als er ist, und werden, was er nicht werden kann.

In der Maskerade zeigen oft die Menschen ihre größte Aufrichtigkeit. Sagt z. B. Jemand: „Schöne Maske, bist Du auch da?" so will das so viel heißen, als: Ich kenne Dich auf Ehre nicht! — begegnet man einer Einsiedlerin, so kann man sie dreist auf die nächsten drei Bälle engagiren. — Aber wozu Maskeraden? Ist das ganze Leben nicht ein Maskenspiel. Der Ehemann, in der Gesellschaft der liebenswürdigste Mann von der Welt, ist zu Hause ein Tyrann, brummt mit der Frau, ist gegen ihre kleinen Bedürfnisse an Shawls, Juwelen und andern Kleinigkeiten unempfindlich. Der Vorsteher eines Waisenhauses ist ein harter Familienvater, der seine Töchter im Winter nur auf 16 Bälle gehen läßt. Ein Mann, der an der Spitze von 20 wohlthätigen Vereinen steht, will zum siebenten Male nicht einmal die Schulden seines Sohnes bezahlen; die nervenschwache, schmachtende Dame, die ätherische zarte Gestalt, auf wel-

che der Tod einer Fliege gewaltigen Eindruck macht, macht zu Hause auf die Wangen des Kammermädchens einen noch tiefern Eindruck. Die Gattin, welche im Salon ihren Gatten stets „mein Engel!" nennt, titulirt ihm im Boudoir: „Du Schwachkopf!"

Es kommt im Grunde auf Eins heraus. Nur der Ausdruck ist verschieden.

Lassen wir der der Menschheit ihre öffentlichen Maskeraden, sie sind doch nur eine verdrehte Schaustellung ihrer geheimen, und etwas Geheimes müssen die Leute haben, obgleich Spötter behaupten, die Frauen könnten nichts auf dem Herzen behalten; Andere dagegen: nichts im Herzen! — Ich aber sage ihnen zum Trotze: die Frauen können nichts auf dem Herzen behalten, weil sie, wie die Sinnpflanze, die sogenannte Fliegenfalle, alles Schöne und Edle sogleich ins Herz schließen. Was herausfällt, hat sich ihnen aufgedrungen und paßt nicht hinein! —

Ueber Bücher und Frauen.

Zwischen Büchern und Frauen herrscht eine große Aehnlichkeit. Es gibt Schulbücher, Lesebücher, Lehrbücher, Rechnungsbücher, Kochbücher. Beinahe auf dieselbe Art könnte man die Frauen classificiren. —

Bevor ein Buch in die Welt tritt, muß es erst censirt werden; kaum tritt ein junges Mädchen in die Welt, wird es auch censirt und man streicht hier und dort eine Stelle ihres guten Rufes, ihrer Schönheit, Tugend u. s. w., Alles aus Menschenliebe.

Man braucht Bücher häufig zum Nachschlagen; will man in der Chronik scandaleuse einer Stadt nachschlagen, so wende man sich nur an eine Frau, die einen guten Leumund hat, und man erfährt mehr, als man zu wissen braucht. —

Schön eingebundene Bücher reizen das Auge, wenn auch der Inhalt von keiner Bedeutung ist;

dasselbe ist der Fall bei den Damen, wo der Einband oft interessanter als der Inhalt ist. —

Kinder greifen immer nach Büchern in Saffian und Goldschnitt — wir Männer sind den Damen gegenüber auch Kinder, wir greifen auch nach dem Goldschnitt — entweder um einen Schnitt zu machen, oder um damit zu spielen, unbekümmert um den Gehalt. —

Aber die am schönsten eingebundenen Bücher stellt man oft müssig in den Schrank und so geschieht es gerade auch mit den Frauen, bei welchen der Einband die Haupsache ist; denn oft sind die brochirten Bücher, die in Pappe oder Leder gerade die interessantesten, wie die Frauen in Kattun oder Leinwand.

Ja die best-eingebundenen Frauen bleiben ihres Einbandes wegen oft sitzen, wenn der Einband zum Inhalt in keinem Verhältniß steht. Bei den Büchern ist oft die Vorrede das Beste, bei den Damen aber die Nachrede das Schlimmste. —

Es gibt Bücher, die man blos durchblättert und dann beiseite legt; so gibt es auch Damen

welche nach einmaligem Durchblättern kein Interesse mehr gewähren.

Will man den Inhalt eines Buches kennen lernen, so braucht man nur das Register zu lesen. So braucht man auch mit mancher Dame nur vier Worte zu reden und man kennt ihren ganzen Inhalt.

Gleich nach der Einleitung kann man manchmal das Innere eines Buches errathen; so auch bei Frauen. Manche braucht blos: „Ich danke Ihnen!" zu sagen und man weiß, weß Geistes Kind sie ist.

Aus der Leihbibliothek holt man Bücher. Das geht freilich mit den Frauen nicht an. Es wäre aber gar nicht übel, wenn man dieselben auch aus der Leihbibliothek holen und, nachdem man sie durchstudirt hat, wieder zurückschicken könnte. Es würde weniger unglückliche Ehen geben.

Wer eigenthümlich ein Buch besitzt, hat es nicht gern, wenn es ihm zu oft abgeborgt wird. So auch mit den Frauen; eine, die von Hand zu Hand geht, die auf Bällen und Soireen so zu sagen Gemeingut wird, kann den Mann auf die Länge der Zeit nicht anziehen. —

Bei Büchern kann man rasch die Capitelüberschriften lesen und man weiß nun, was dahintersteckt, wenn aber die Frau dem Manne das Capitel lies't, weiß er oft nicht was dahintersteckt — wenn es nicht ein Hut oder ein Shawl, der Preis der Versöhnung ist. —

Bücher, die man werth hält, läßt man gern zu Hause im Schranke stehen; so sind es auch die besten Frauen, die zu Hause zu Haus sind, nicht aber in Concerten und Theatern. —

Bei vielen Büchern ist es nur die Ausstattung, welche ihnen Werth gibt; dasselbe ist der Fall bei vielen Damen, welche nur der Ausstattung wegen in den Handel kommen, d. h. vom Bräutigam erhandelt werden.

Was die Literaturzeitungen für die Bücher, das sind die Gesellschaften für die Damen. Beide werden in beiden recensirt und oft so durch die Hechel gezogen, daß kein gutes Haar daran bleibt.

Die schwächsten Seiten an einem Buche sind immer die Druckfehler; auch die Damen haben

ihre schwachen Seiten, und wo diese sind, fehlt auch für den Mann der Druck nicht. —

Leere Flecke hat man bei einem Buche nicht gern. Ist bei einer Frau in Kopf und Brust ein leerer, so ist das sehr fatal.

Die Hundesteuer.

Glück und Unglück, Lieber!
Trag's in Ruh,
Beides geht vorüber,
Oder Du!

Haug.

Wir rufen: „Der Mensch ist frei geschaffen, ist frei, und wär' er in Ketten geboren!" Die einzig wahren Freien sind aber bis jetzt die Hunde gewesen.

Glückselige Hunde! da Ihr noch Hunde und nicht steuerpflichtige Staatsbürger wart. — Ihr kanntet keine Conscription, keine Censur, kein Con-

tribution, keine Trauungsreden, keine falschen Viergroschenstücke, keine mystischen Tractätlein, keine Landtagsverhandlungen, keine Landtagsauflösungen. — Ihr zogt friedlich durch das Leben, Ihr wart Jünglinge an Jahren in der Politik und das Budget wie das Gesetzbuch machte Euch keine grauen Haare. —

Das Alles ist vorüber. Ihr seid in die Reihe der Contributionspflichtigen getreten und habt Eure Rechte erhalten; ob aber diese Rechte auch die Rechten sind, das ist eine andere Frage. —

Wer Geld verlangen kann, hat immer Recht; wer Geld bezahlen muß, hat immer Unrecht. — Die Israeliten sträubten sich gegen die römische Zählung, weil sie wußten, daß auf die Zählung auch die Zahlung folgt. Ihr werdet auch gezählt werden — und werdet zahlen. Oder eigentlich Eure Herren und Frauen werden zahlen. —

Wo aber bleibt die Menschenliebe, wenn Euer Besitzer nicht zahlen kann, und Ihr als vogelfreie, demagogische Subjecte, die nicht zum Staatshaushalt beitragen, todtgeschlagen werdet? —

Dies ist, ohne Euch zu schmeicheln, im glücklichsten Falle Euer Loos. O! es war bis jetzt ein Glück, Schooßhund zu sein; denn man saß oft nicht nur dem Glücke, sondern auch der Grazie und Schönheit im Schooße, und mancher Schooßhund ist von manchem Liebhaber oft mehr beneidet worden, als umgekehrt. —

Wenn aber nun alle Hunde ohne Ausnahme, auf die Gefahr hin, todtgeschlagen zu werden, zahlen müssen, was wird mit den Lumpenhunden u. s. w. geschehen, die doch nebenbei noch größere Rechte in der menschlichen Gesellschaft genießen? Sollen diese frei ausgehen? Das wäre keine Gleichheit vor dem Gesetze, wie sie unsere Verfassung vorschreibt. —

Ich spreche hier ohne alle persönliche Beziehung und ihr Schicksal geht mir durchaus nicht nahe; aber eine Frage muß erlaubt sein. — Doch immerhin, ich beneide nicht dieser Sterblichen Loos, und wär' ich ein reicher Mann, bei Gott! ich zahlte noch die Steuer für sie — obgleich diese

Sorte von Hunden gerade nicht immer zu den ärmsten Classen gehört. —

Also bezahlt muß werden, das ist die Hauptsache. Daß es auf die Hunde einen großen Eindruck machen wird, ist nicht zu bezweifeln, denn es ist kein Spaß, bei notorischer Zahlungsunfähigkeit so mir nichts dir nichts vor den Kopf geschlagen zu werden. Ach! wer nicht zahlen kann, ist ja schon ohnehin vor den Kopf geschlagen und die Leute mit Geld pochen am meisten auf ihren Kopf, ohne daß er gerade immer einen Ton von sich gäbe. Mit den Köpfen ist es umgekehrt, wie mit den Weinfässern, diese schallen nur leer, jene in der Regel nur voll. Es gibt freilich auch Ausnahmen, wenn leere Köpfe schallen; aber diese sind dann fürchterlich.

Arme Hunde! Mit Eurer Freiheit ist es nun auch vorbei! —

Doch hat es wieder sein Gutes; es wird weniger Kläffer geben, der Mensch wird weniger angebellt werden, man wird weniger Stöcke tragen, um seine Waden zu schützen, und das ist

schon wieder ein Schritt zur Cultur; denn je weniger Stöcke im Staate, desto mehr Cultur. Wo der Stock regiert, da ist die Menschheit noch stockdumm, und wo man sich gegen die Hunde bewaffnen muß, da gibt es keine öffentliche Sicherheit. —

Auf der andern Seite muß man auch bekennen, je mehr die Menschheit mit dem Stock behandelt wird, desto verstockter wird sie, und Stockknechte machen die Freien auch zu Knechten. Was hilft's dann, auszurufen: „Der Mensch ist frei geschaffen, ist frei!" wenn der Stock dazu auf seinem Rücken den Takt schlägt. —

Danken wir Gott, meine Freunde, daß wir mehr Menschen sind, als Stöcke, und daß man als freier Mann zwar geprügelt werden kann, aber nicht darf. In der Wirkung kommt's zwar auf Eins hinaus; man kann der Sache aber doch auf den Grund kommen. —

Mit den Hunden wär' es also abgethan. Was soll aber aus der Freiheit werden? —

Die Luftschifffahrt des Herrn Professor Reichardt in Leipzig.

Kaum war der Professor Reichardt in Leipzig angekommen, so meldete ich mich bei ihm. Er empfing mich sehr artig, ich bat ihn um die Erlaubniß, die Luftreise mit ihm unternehmen zu dürfen. Er zauderte einen Augenblick; denn kurz zuvor hatte sich ein in Wolle reisender Engländer zum Begleiter angeboten.

„Sie reisen in Luft," sagte ich, „der Mann reist in Wolle. Ich reise mit Dampf — wir passen also besser zu einander, Herr Professor!" —

Er willigte ein. Denn die Erfindung der Aerostaten und die der Dampfmaschinen ist gleich groß. —

Der denkwürdige Tag erschien — das Meßpublicum war zahlreich versammelt. Alle Welt bewunderte den Professor und erstaunte über meine Kühnheit; denn es war ihnen hier noch kein Jour-

nalist vorgekommen, der sich über das Gewöhnliche erhoben hätte.

Der Ballon war gefüllt — die Gondel schwankte am Netz — die Kanonen donnerten. Ich nahm leichten Abschied von den Menschen; denn dort oben, sagt die Schrift, ist es besser. Ich ließ ihnen einige Thränen und das Nachsehen zurück.

Der Professor gab die Pistolensignale, die Stränge wurden losgelassen, der Ball schoß pfeilschnell in die Höhe. —

Ich warf noch einen Blick hernieder auf das versammelte Publicum, und wie wohl that es mir, jetzt Manchen über die Achsel ansehen zu können, der mich sonst nur von der Seite angesehen.

Bald lag es unter uns Berge tief. „Auf den Bergen," rief ich aus, „wohnt die Freiheit;" verbesserte mich aber gleich: „nein! über den Bergen, in der Luft wohnt die Freiheit; darum war die Freiheit stets ein Luftschloß!"

Wir waren jetzt 4000 Fuß hoch; unter uns

schwamm ein blaues Meer, nur helle Silberpunkte: Flüsse, Seen, blinzelten hindurch. Wir hörten das Brüllen des Viehes, welches täglich durch den Eingang des Rosenthales getrieben wird. „O," rief ich aus, „das sind bekannte Töne — noch sind wir nicht von aller menschlichen Hilfe fern." —

Kein Lüftchen regte sich — es war vorweltlich still um uns, man konnte den leisen Athemzug der Natur, das Flüstern der Houris im Paradiese hören; es war so still wie an einem Caffeetisch von Damen.

„Ist Ihnen bange?" fragte mich der Professor.

„O nein!" versetzte ich; „wäre ich aber die Polizei, mir würde bange, da man hier gar nichts zu hören bekommt."

„Fühlen Sie Ohrenzwang?" fragte der Professor weiter.

„Das kann ich nicht so genau bestimmen, man wird auf Erden an so etwas durch Theater, Vor-

lesungen, Predigten, Kunstgespräche so ziemlich gewöhnt.“

Ich nahm meine Uhr heraus — wir waren bereits eine Stunde gefahren. Ich griff in die Tasche.

„Was wollen Sie?“ fragte der Professor.

„Chausseegeld,“ versetzte ich, „wir müssen am Schlagbaum —“

Der Professor lachte, ich schlug mich, beschämt über meine Zerstreuung, vor den Kopf,

„Welche Lust gewährt das Reisen!“

„Die Welt hier ist vollkommen überall. — Jetzt bin ich ein überschwänglicher Mensch, jetzt schwebe ich in höhern Regionen, wovon sich unsere Dichter, wenn sie's auch sagen, nichts träumen lassen. — Jetzt möchte ich ein französisches Vaudeville übersetzen.“

„Wie so?“ fragte der Herr Professor.

„Blos um den deutschen Bühnendichtern zu beweisen, daß dies auch ohne Lexikon möglich ist, daß man sich über seinen Stoff erheben kann.“ —

Jetzt waren wir 5000 Fuß hoch. Rechts war

nichts, links war nichts, unter uns gar nichts. So schnell steigt kein Prinz zum General empor.

5000 Schuh! Eine beträchtliche Höhe. Ich weiß nicht, ob es —r Damenschuhe waren oder zwölfzollige. Das kommt auf Eins heraus.

In dieser Höhe ward mir erst sonderbar zu Muthe. — Ich rief mehrmals aus: „O das ist stark!“ und Niemand konnte mich hier auf Injurien verklagen oder als Demagogen denunciren. — Ich sang:

„Der Mensch ist frei geschaffen, ist frei,
Und wär' er in Ketten geboren!“ —

besann mich aber gleich und setzte für Ketten — Luftballon.

Merkwürdig — ich konnte oben die Angst nicht ganz los werden, welche man auf Erden gewissen Rücksichten schuldig ist. Ich sah umher, ob nicht eine Elster in der Nähe sei, die mein kühnes Wort weiter plaudern könnte; aber durch einen Wolkenriß sah ich nur die Leipziger Elster und diese, ein Heldengrab, ist auch stumm wie ein Heldengrab —

sie murmelt nur Epitaphien und plaudert nichts aus.

Wir standen plötzlich bei einer Höhe von 5400 Fuß still. Ich erschrak. „Es gibt keinen Stillstand in der Natur," hat ein Weiser gesagt, und hier, wo wir doch in der wahren puren Natur waren, wo es keine Pauschärmel, kein Fischbein, keine Watte gab — hier war Stillstand.

Ich ward irre an der Natur und an dem Weisen. — Auf der Erde — das hatte ich gehört — gibt es Stillstand: in der Wissenschaft, in der Cultur, Aufklärung, Politik — —: aber hier? —

Wir senkten uns plötzlich auf 4700 Fuß. Ich hörte die Thomasuhr schlagen. — Merkwürdig, das habe ich in Leipzig schon seit ein Paar Monaten nicht gehört. —

Der Professor sagte jetzt: „Wir wollen uns nun sachte herablassen, fassen sie Muth!"

— „O!" rief ich, „lassen Sie mich nur einmal herablassend sein; das waren auf Erden viele Leute gegen mich, die mir gar nichts ablie- ßen, auch gar nichts abzulassen hatten."

Der Ballon fiel rasch, wie die spanischen Papiere, aber er nahm keinen Schaden. Wir schwebten über den Plantagen des Johannisthales. Der Professor warf den Anker nach einer riesigen Banane, das Seil schlang sich um einen Zweig. Wir begannen den Luftballon zu entleeren. Er ließ es sich gefallen; so aufgeblasen er früher war, so bescheiden war er jetzt.

Menschheit, spiegle dich daran!" —

Eine zahllose Menschenmenge war herbeigeeilt — die Gondel schwankte über einem Kartoffelfelde, hundert hilfreiche Hände streckten sich uns entgegen; ich sprang rasch heraus und fiel einem Mann in die Arme, es war ein Acciseinnehmer.

In der Luft.

Hier bin ich nun! — O wie athmet sich's frei, wie ist es schön in der hellen luftigen Einsamkeit. Da unten in Euren Gesellschaften, wie sie immer

heißen mögen, ist die Luft so gedrückt, wird so viel in den Wind hineingeredet, daß der Luft vor Aerger der Athem ausgehen möchte. Sie schnappen da unten zwar manchmal nach Luft, aber es geschieht nur in der Hoffnung, daß ihnen beim Oeffnen des Mundes eine gebratene Taube, eine Anstellung, ein Orden oder Titel hineinfliegen könnte. — Hier trinke ich die Luft in freien, vollen Zügen. Sie ist nicht mit Seufzer der Unglücklichen, nicht mit den Worten der Verleumdung, nicht mit dem Schlangenzischen des Verrathes, nicht mit den Flüchen der Mißgunst und dem Zähneknirschen des Hasses geschwängert. Es ist reine, unverfälschte Luft, wie sie Gott erschaffen; was freilich kein Weinhändler wird begreifen können, denn bei ihm gibt es keine unverfälschten Naturstoffe.

Das ist eben das Schöne hier oben in der Luft, daß man bei vollen, leichten Athemzügen auch frei von der Leber sprechen kann. O meine lieben irdischen Leser, wie seid Ihr zu beklagen, daß Ihr es nicht hören könnt, wie ich mich hier oben ausraisonnirt habe! Mir thut es leid, daß

es nicht zu Euren Ohren dringen kann; o könnten manche Ohren doch zu mir dringen, ich würde ihnen was zuflüstern, daß sie sich dahinter kratzen müßten. —

Unten liegt die Erde in Morgennebeln und andern Nebeln — scheucht auch die Sonne den Morgennebel, die andern kann sie nicht bannen; die Menschen benebeln sich ja selbst, und nicht blos in Wein — ach! das wäre noch das Unschuldigste; denn ein Rausch ist bald ausgeschlafen. — Aber es gibt Räusche, dicke Räusche, die nie ausgeschlafen werden.

Luft! Luft! Es wiegt sich so sanft in ihr, man gleitet dahin, wie durch einen guten Ehestand, und das ist gewiß selten. Keine Knüppeldämme, keine Dornenpfade, keine schlechten Chausseen — die Sonne malt Rosen in den Wolkenschichten, und oben wird's immer bläuer, immer tiefer — das ist Gottes Auge, das unendliche, weltenumfassende.

Erde, leb' wohl! Gönne mir die kurze Reise, wo ich keinen Paß und keinen Chausseezettel, keine Geleitzettel, keine Cholerakarte brauche. —

Da unten auf Dir, alte Erde! bleibts doch beim Alten — sie begraben und gebären, steigen und fallen, rennen sich außer Athem, schneiden dem Nächsten den Weg zum Amte, wohl auch die Ehre ab, speculiren und falliren, lieben und hassen, philosophiren und sterben, ehe sie sich's versehen. Das geht einen Tag wie den andern.

Hier oben ist Ruhe und Beständigkeit — der Luftstrom küßt meine Wange und seine Schwingung flüstert kein Wort des Hohns, der Verleumdung, des Aberwitzes. Nur die Adler kreisen dort und sehen erstaunt den Segler der Lüfte. —

Unter mir verdämmerst du, wie eine bunte Matte, nur deine Ströme schimmern noch, und die schwarzen Punkte, Städte genannt, flimmern im Sonnengolde. Da drinnen wohnen die Herren der Schöpfung — die sich abquälen mit Politik und Reformen, und sich das Leben sauer machen und die Spanne Zeit verhunzen und erst zu sich kommen, wenn sie die Augen schließen zum ewigen Schlafe. Gute Nacht. — Der Mond geht auf —

ich treibe mein Schiff ihm entgegen. Ich will mit ihm Zwiesprach halten. —

Kiouni, der berühmte Elephant.

(Ein Nachruf.)

—

Kiouni ist todt! — Kiouni, der die leipziger Michaelismesse gesehen, wo ihm die dicke Französin voranging; Kiouni, der, einer der größten Schauspieler seiner Zeit, das Publikum von Paris und London entzückte; Kiouni, der gelehrte, menschenfreundliche, feingebildete Elephant: er ist nicht mehr! —

Hier ruht die irdische Hülle seiner dicken Französin, deren Nachbar und Kunstgenosse er auf dem Roßplatze war; und fern von hier, in der romantischen Garnisonsstadt Potsdam, hat sein armes, großes Herz ausgeschlagen.

Er starb an unerwiederter Liebe und Blausäure; ein Opfer der Cabale!

Nicht in der Heimath war es ihm vergönnt

zu vollenden, nicht in heimische Erde wurde er gebettet; fern von Hindostans paradiesischen Fluren, fern von Bananen und Thamarinden, Lotosblumen, Mahaiwiwinden, fern vom Ganges, fern von den Tänzen der Bajaderen und den Prachtaufzügen der Rajahs; — im rauhen Norden, im Lande der Kartoffeln, in der Nähe von Eckenstehern und des stralauer Fischzuges wurde er aus diesem Elephantendasein in ein besseres abberufen.

„Das ist das Loos des Schönen auf der Erde!"

Die Aufzeichnung seiner Erlebnisse überlassen wir seinem künftigen Biographen; wir sprechen hier nur von seinem kürzlich erfolgten, allgemein betrauerten Tode.

Der Liebesgram hatte ihn in letzterer Zeit mißmuthig gemacht; er sah sich verkannt, wie jeder große Mann; er gedachte in Spontini's Olympia aufzutreten — ein Mitglied der Hofbühne legte ihm Cabalen in den Weg; er wollte auf der Eisenbahn nach Berlin fahren; das Directorium schlug es ab. Bei der Ballotage zur Aufnahme in die Mittwochsgesellschaft fiel er durch; die Hoftheater-

direction wies ein Stück von ihm zurück und die königstädter verweigerte ihm eine Freiloge. — Genug des Mißgeschickes, um ein großes Herz zu brechen! — Er schrieb an L. Rellstab, mit dem er in Briefwechsel stand: „Mir wäre besser, wenn ich ginge!"

Diese Worte Werther's waren ein gewichtiges Wort. — Kiouni wurde von da an menschenfeindlich, und als ihm eines Abends sein Wärter, um ihn zu zerstreuen, den norddeutschen Frühlingsalmanach vorlas, ward er ungeduldig, erhob den Rüssel und warf Frühlingsalmanach und Wärter an die Wand.

Dies mußte im Namen der pommerschen Dichterschule gerächt werden. Man befürchtete in dem literarischen Berlin größere Excesse von Seiten Kiouni's, und seine Feinde beschlossen seinen Tod.

Aber wie klein waren seine Feinde gegen ihn; nicht Mann gegen Mann forderten sie ihn in die Schranken; nein: feige, verzagt, heimtückisch. — Sie mischten ihm einen Trank aus Blausäure und

Rum und forderten ihn gleißnerisch auf, einen Eimer voll

„dem guten Geist zu leeren."

Kiouni wollte seinen Grillen Valet sagen, seinen Gram in die Tiefe des Bechers versenken; hatte er doch des Daseins-Hefen geleert. Er tauchte seinen Rüssel ein-, zweimal in den Eimer ein und

„witterte Morgenluft."

Noch ein Zug, und

„Die Augen thäten ihm sinken;
Trank keinen Tropfen mehr!"

So endete Kiouni, ein Opfer der Cabale der pommerschen Dichterschule! — Wer wird nach ihm kommen? Wer ist groß genug, seinen Raum auszufüllen; wer wagt es, in seine Fußtapfen zu treten? — Seine Aeltern haben einen hoffnungsvollen Sohn, sein Vaterland hat einen braven Bürger verloren.

Sanft ruhe seine Asche! Er ist erhaben über die Nichtigkeit dieser Welt. Er hat seinen Feinden vergeben.

Seine Haut wird ausgestopft, damit auch kom-

mende Jahrhunderte erkennen, welch' eine gute Haut er war!

Menschenfreundliche Betrachtungen beim Anblicke eines wilden Schweinskopfes.

Verehrte Anwesende! Wir stehen hier zu einem gemeinsamen Zwecke vereinigt. Es gilt einen Todten zu ehren, der anspruchslos unter den Lebenden wandelte und noch im Tode segenbringend unter uns weilt. — Meine Herren! Dieser Kopf ist kein gewöhnlicher Kopf, ja er ist sogar ein guter Kopf. — Selten begegnet es der Menschheit, daß, wer im Leben ein guter Kopf war, dieses auch im Tode bleibt. — Ich will nicht in Abrede stellen, daß dieser Schweinskopf im Leben vielleicht ein mittelmäßiger Kopf war; aber die besten Köpfe bleiben immer diejenigen, von deren Todesstunde an sich ihr wohlthätiger Einfluß auf die Menschheit datirt.

Meine Herren! Die größten Dichter, wie die größten Helden, erringen erst im Tode den Preis

des unverwelklichen Lorbeers; ebenso dieser Kopf! und wir müssen uns gestehen, daß uns dieser todte belorbeerte Kopf viel lieber ist, als mancher lebende mit gleichem Schmucke. —

Die Nationen sind immer nur gegen die Todten gerecht. Wie wenig kümmert man sich im Leben um einen guten Kopf, da ja immer die schlechtesten die Nase am höchsten tragen. Nur wer todt noch den Ruhm eines gutes Kopfes behält, — „der hat gewirkt für alle Zeiten."

O, meine Herren! Es hat im Leben seine Schwierigkeiten, ein guter Kopf zu sein; man wird da oft vor den Kopf gestoßen, und in der Schule z. B. sind es immer die klügsten Jungen, welche die meisten Kopfstücke erhalten. Darum sollten wir uns Alle bemühen, im Leben die dümmsten und nach dem Tode die besten Köpfe zu sein. Die Anerkennung bleibt nicht aus! — Denn man hat manchen Gelehrten bei Lebzeiten Hungers sterben lassen und ihm erst nach dem Tode einen Stein aufs Grab gesetzt, — vermuthlich in der Angst,

er könnte wieder auferstehen und die Zeitgenossen um eine Unterstützung anflehen. —

Meine Herren! Wenn Sie diesen Kopf genau betrachten, wird sich ein gewisses sympathetisches Gefühl Ihrer bemeistern und Sie zu düsterer Betrachtung über die Vergänglichkeit alles Irdischen stimmen. Ja — Alles Große muß untergehen! Dieser Kopf z. B. hat nicht daran gedacht, daß er seine Haut so frühzeitig würde zu Markte tragen müssen, und er war doch eine gute Haut, die den Menschen gewiß nichts in den Weg legte und uns Allen gewiß brüderlich zugethan war. — „Er war Jüngling noch an Jahren" und — „durch die Wälder, durch die Auen zog er leichten Sinns dahin." —

Es ist kein Kannibalismus, wie die sentimentale Welt glaubt, wenn der Karaibe seine gestorbene Geliebte als edelstes Gericht aufißt. Könnte er sich in unserer gebildeten Sprache ausdrücken, so würde er sagen: er habe sie zum Fressen lieb. — O, mancher gebildete Europäer hat seine lebende Geliebte auch zum Fressen lieb, und würde sie

aufessen, blos um sie los zu werden, wenn die Polizei nichts dagegen hätte. Ach! die Polizei hat keine Empfindungen für die Liebe! — Also nicht der Kannibalismus ist es bei den Karaiben, sondern höchste, potenzirte Liebe, eine Selbstverleugnung des Appetites; er will den Gegenstand seiner Zärtlichkeit, sein zweites Ich, mit sich verschmelzen, in sich selbst verwandeln. —

Diese selbige Idee beseelt auch uns, — wir ehren den Todten, indem wir bemüht sind, einen Theil von ihm zu einem Theile von uns werden zu lassen. Bald wird seine hingeschwundene Seele, wenn sie der irdischen Hülle gedenkt, uns zurufen: „Ich werde Fleisch von Eurem Fleisch und Bein von Eurem Bein!"

O, meine Herren! wie werden die edelsten Sterblichen während ihres Lebens verkannt! Der Inhaber dieses Pfandscheines — ich wollte sagen Kopfes — hieß im Leben ein Wildschwein. — Und was, frage ich, war Wildes an ihm? — Er ging bescheiden, anspruchslos durch die Wälder, trübte kein Wasser, als da, wo es schon sumpfig

war, strebte nicht nach Rang und Titel, gefiel sich in seinem hårenen Gewande, liebte die Freiheit, war, wenn auch borstig, nie widerhaarig, raisonnirte nicht auf der Rednerbühne, nicht vom Katheder, nicht im Staatsrath, nicht in der allgemeinen Zeitung, schimpfte nicht gegen Censur, Polizeiverordnungen, Demagogen, Budgets und Schneiderrechnungen seiner Frau, sondern er grunzte still im Walde, wie ihm eben der Schnabel, oder eigentlich der Rüssel, gewachsen war. — Aber — „er liebte die Freiheit" — und das war eben sein Unglück! Hätte er blos die Felder den Bauern verwüstet, — das hätte nichts zu sagen gehabt. — Ja, meine Herren! ich kann es Ihnen sogar im Vertrauen gestehen, daß man vermuthet hat, er sei bei dem Hambacher Feste gewesen!

Meine Herren! zürnen Sie dem Leidgenossen darum nicht, wenden Sie die Blicke voll patriotischen Grauens nicht von ihm, fühlen Sie menschlich und greifen Sie in Ihre eigene Brust. — Das Verzeihen ist göttlich, der herrlichste Vermittler ist der Tod! Er mußte ja deshalb ins Gras

beißen und wir werden jetzt in ihn beißen. Er hat menschlich, jugendlich gefehlt, und wir waren Alle einmal Schwärmer. — Sein Opfertod sühnt sein Verbrechen, sein Schuldbuch ist vernichtet. —

Meine Herren! Betrachten Sie einmal diese Ohren, diese glatten, schönen, emporstrebenden Ohren. O! ihrer hätte sich kein deutscher Dichter zu schämen, keine lästerungssüchtige Dame, kein Spion! — Was er hörte, das ging zu einem Ohre hinein, zum andern heraus; er verleumdete Niemanden, klatschte nicht, horchte Niemanden aus und ließ sich keinen Floh ins Ohr setzen. Er horchte nicht an fremder Leute Thüren, spitzte die Ohren nicht, wenn er des Nächsten bösen Leumund hörte; er legte sich des Abends ohne Schuld und Fehl aufs Ohr und hatte nie Ursache, sich hinter den Ohren zu kratzen! —

Meine Herren! Dieses rechte Ohr, das in der That ein rechtes Ohr ist, weil es nur das Rechte gehört, — dem würdigen Präsidenten dieser Trauerversammlung! Das linke Ohr aber Demjenigen unter uns, der nie bei der Bitte des Bedürftigen,

und stets bei der Verlästerung des Nächsten das seinige verschlossen hat. Beim ewigen Gott! Ein solches Ohr ist eines solchen Ohres werth.

Meine Herren! zwischen den Lippen des edlen, mit der Menschheit versöhnten Geschiedenen glänzt, wie ein Obolus für das Schattenreich, die Citrone. Welche tiefe Bedeutung liegt in dieser Allegorie!? — Er hat des Lebens herben Ernst, der Mühe sauren Schweiß auch gekostet. Er ruft uns zu, daß im Leben manches süße Wort aus einem bitteren Herzen, manch milder Rath aus herber Erfahrung kommen. —

Spiegeln wir uns auch daran. Denn das Leben ist doch nur eine Citrone; nur die Blüthe ist schön und duftet lieblich — die Schale ist herbe, das Innere, die Mühe, der Lebensjammer, Krankheit, Ehestand, Alter: sauer, und der Kern, die Enttäuschung des Ganzen: bitter. — Ich bitte, denken Sie daran, so oft Sie Punsch trinken oder Austern essen. —

Hinter der Citrone, meine Herren! liegt die Zunge. Sie ist das Edelste an diesem Kopfe.

Sie hat nie gegen Menschenwohl, gegen Versöhnung, gegen Frieden, gegen Liebe gesprochen; sie hat nie verrathen, nie verleumdet, nie gelogen, nie geheuchelt, nie geschmeichelt, nie betrogen, nie das Recht verdreht, nie die Tugend verurtheilt und das Laster gelobt, nie widerrufen, nie abgeschworen, nie gehöhnt, nie Gift gespritzt, nie das Erhabene gescholten! —

Wer von Ihnen, meine Herren, sich gleicher Tugend bewußt ist, der nehme die Zunge! —

O, meine Herren! wie viel erhabener steht diese Zunge da, als so manche Menschenzunge! Sie hat nie die Worte verdreht, wie es unsere Uebersetzer thun; — wer will etwas gegen diese Zunge einwenden?

Nun wird z. B. wieder Jemand behaupten, ich setze die Menschheit gegen das Thierreich herab; aber mein Himmel! er sehe nur diesen Kopf und lerne sich selbst erkennen! — Doch über jenen Kopf ein andermal, lassen Sie uns zu diesem Schweinskopfe zurückkehren.

Er hat seinen Zweck erfüllt; er hat der Welt genützt, er lächelte noch im Tode. O, würde es

uns Allen so wohl!! — Es gibt Leute, die am Trauungsaltare zum letzten Male lächeln, und nie wieder, oder — es geschieht nur aus Ironie! — Er starb sanft wie eine Frau; denn alle Frauen sterben sanft, wenn sie für den Mann auch noch so unsanft gelebt haben. Darum heißt es immer in den Todesanzeigen: „Am .... entschlief sanft meine Frau u. s. w. — ich verbitte mir alle Beileidsbezeigungen u. s. w.; denn oft gibt es keinen Grund, weßhalb der Mann Leid tragen sollte. —

Nachdem ich Ihnen so, meine Herren! Ihren eigenen Spiegel vorgehalten, schreiten wir zum Werke der Liebe. Lassen Sie uns heute des erhabenen Zweckes wegen uns selbst vergessen, ein Jeder vertiefe sich in den Gegenstand unsers Nachdenkens; lassen Sie uns eindringen in die geheimsten Gemächer dieses Kopfes und daraus Erfahrung sammeln für unser Leben, und schlagen Sie schuldbewußt an Ihre Brust! —

Meine Herren! Auch die Todten sollen leben, damit wir leben können, und was würde aus der Menschheit, wenn solche Köpf feiern wollten?

Dies erste Glas dem edlen Todten und allen seinen Menschenbrüdern, die gleich ihm, gelebt, gewirkt, gleich ihm gestorben und gleich ihm im Tode noch Segen gebracht. Amen!

Betrachtungen beim Anblick eines zahmen Schafkopfes.

Meine Herren! Es sind kaum vier Wochen verflossen, daß wir beim Anblick eines wilden Schweinskopfes menschenfreundliche, ascetische und Bell-Lancaster'sche Beobachtungen angestellt haben. Sie gestanden mir damals, jener Kopf sei kein gewöhnlicher Kopf. —

O meine Freunde, dieser heutige Kopf ist auch kein gewöhnlicher Kopf; er ist zwar ein Kopf von gestern, denn der rechtmäßige Inhaber dieses Kopfes wurde gestern zum Besten der Menschheit geschlachtet, aber als Kopf trat er mit seinem Jahrhundert in die Schranken und war ein Kopf langjähriger, tiefer Erfahrung! —

Sie werden sagen: Dieser Kopf ist *ein zahmer Schafskopf*; das ist keine Kunst, dergleichen sind uns im Leben schon oft begegnet! Aber ich erwiedere Ihnen darauf, daß *eben* dieser Zustand der Zahmheit ihm unsere ganze Hochachtung zuziehen muß; denn ich kann Ihnen gestehen, daß mir auch häufig im Leben Schafsköpfe vorgekommen sind, die *wild* wurden, wenn es nicht nach ihrem Kopfe ging. Und was ein *wilder* Schafskopf bedeutet, können Sie sich selbst vorstellen.

Ein Schafskopf, der wild ist, ist gefährlicher als ein Löwenkopf, der zahm ist; denn der Löwe hat einen Rachen, mit dem er Alles zerfleischt, einen *Leumund*; das Schaf aber, schon in der Verehrung als Lamm Gottes, kann süß blöken, sanft blöken, schmeicheln, heucheln, lächeln und immer lächeln, und dennoch ein *Bösewicht* sein. — Man wird es dessenungeachtet immer für ein gutes Schaf halten. —

Ein Schaf hat aber das voraus, daß man ihm nichts übel nimmt; es darf nach seinem Kopfe

handeln. Dürfen wir aber nach unserm Kopfe handeln, ohne anzustoßen? —

Es gibt auch wilde Schafe, namentlich in Corsica; sie heißen dort Muffelthiere; aber Gott sei Dank! kennen wir diese Sorte unter unsern deutschen Schafen nicht; denn Jene sind muthig, streitlustig, unternehmend; hat aber dieses Jemand bei einem deutschen Schafe bemerkt? —

Fahren wir fort: Dieses Schaf ist gestorben, und dies ist bei seinen sonstigen Eigenschaften gewissermaßen ein trauriger Umstand. Aber „auch Patroklus mußte sterben und war mehr als Du!“ —

Ja, dieses Schaf war kein gewöhnliches Schaf; es ließ sich scheeren, trug sein Haupt zu Markte, überlieferte sich freiwillig dem Tode und starb so für die Menschheit.

Weihen Sie ihm eine Thräne und greifen Sie in Ihre eigene Brust und fragen sich, ob Sie eines solchen ungeheuren Opfers fähig gewesen wären! — Denn die gewöhnlichen Schafe, welche uns im Leben begegnen, sind zwar gute Schafe; kommen wir ihnen aber zu nahe und verlangen Auf-

opferung, Dienste oder gar Geld: da sind sie keine Schafe mehr, sie ziehen sich zurück, sie haben tausend Entschuldigungsgründe, sie kehren das Rauche nach innen und das Glatte nach außen; sie sprechen vom blutenden Herzen, wollen aber gar nicht bluten.

Unser Schaf hat seine stille Erdenlaufbahn unbescholten wie eine 25jährige Witwe zurückgelegt. Es hat gelebt, aber nicht geliebt. Es starb noch, bevor es Schöps wurde. Sein Frühling war kurz, da kam „das Schicksal rauh und kalt." Aber unser Schaf sah ihm sanft in das Gesicht und sagte: „Bleicher Henker, zittre nicht; — kannst du keine Lilie pflücken?" — Das kann nicht Jeder von uns sagen. Denn, meine Herren! gestehen wir es nur selbst, daß wir allesammt, wenn wir verliebt, lieber Tulpen als Lilien pflücken. Das kommt aber von unserm ausgebildeten Farbensinne her. —

Ein Trost bleibt uns! Dieses Schaf wird in uns fortleben — ich fühle so etwas in mir, das mich zu diesem Schafe hinreißt, und ich möchte

ausrufen im Geiste des gestorbenen Schafes: „Diesen Kuß der ganzen Welt!“ —

1.

Der Komet ist da!

Ein neuer Keppler, Herr von Brandenburg, hat zwar behauptet, der Halley'sche Komet erscheine, trotz aller Vorherbestimmungen der Astronomen, nicht; er sei am Himmel fest gefroren, sehe aus wie ein Uhrglas oder wie eine umgestülpte Schlafmütze; ferner, es gebe gar keinen Kometen, alle Kometen seien nur Eisklumpen, und wenn wir des Winters Brennholz brauchen, geschehe es nur wegen der Kometen, diese würden aber endlich schmelzen und wir einen spanischen Sommer mit spanischen Schlössern und spanischen Winden bekommen. — Dies und Aehnliches behauptete der neue Newton. Aber der Komet ließ sich durch diese Autorität des v. Brandenburg nicht abschrecken; er ist da! Die Astronomen haben

ihn beobachtet und wir werden ihn bald mit bloßen Augen sehen können.

Er ist da, dieser ungeheure Wanderer durch die Sternengefilde, durch die blauen Prairien des Himmels. Er kömmt, die Erde wieder heimzusuchen, die neue Generation unsers Planeten zu sehen und die Greise, welche ihn vor 76 Jahren geschaut. Damals glänzte er über ihrer Wiege, jetzt wird er mit seinen Strahlen ihren weißen Scheitel beleuchten. Im Grunde findet er die alten Menschenkinder wieder: Herzen voll Liebe und Haß, Köpfe voll Geist und Thorheit, lachende Blicke, thränenfeuchte Augen, Gräber, eingesunkene und frischgeschaufelte, Despoten und Sklaven, Willkür und Freiheit, Pfaffentrug und Weisheitsdünkel, Censur, Polizei, Spionage, Demagogie, Liebe und Wein, Eifersucht und Cabale, verbotene Lust und öffentliche Unlust; kurz Alles findet er wieder, woraus die Welt, wie wir den Menschenverband nennen, zusammengesetzt ist. Im Grunde ist die Menschheit nicht anders, es sind nur seitdem andere Menschen geworden. —

Aber ich will prophezeien von dem Kometen,

wie Herr von Brandenburg, und Euch verkündigen, daß er ein neues Zeitalter, das goldene, als welches sogleich hinter dem papiernen der Staatsschuldscheine und Cortesbon's und Cortesmal's folgt, bringen wird.

Er wird bringen: erstens viel Wein in Burgund und am Rhein, an der Saale und der Donau, bei Meißen und Grüneberg und im Berliner Thiergarten; viel Obst, namentlich viel Kirschen ohne Kerne, so daß man sie wird mit großen Herren essen können. Allen Völkern Constitutionen, allen Fürsten große Civillisten, den Sklaven die Freiheit, den Mönchen fette Pfründen, jedem Junker ein Generalspatent, jedem Kammerherrn einen Orden, jedem Journalisten ein Portefeuille und jedem Lieferanten einen Hofrathstitel. — Sogar die Schulmeister werden Orden und Fleisch zum Sattessen erhalten.

Ferner wird er bringen: Jedem jungen Mädchen 5 Courmacher und jeder jungen Witwe 25, den Frauen aber 50. Selbst die alten Jungfern sollen Männer oder wenigstens Stoff zum Klatschen

und Ausrichten erhalten. Selbst die Häßlichsten sollen vermählt werden. — Den Männern wird er geben treue Frauen, die nie widersprechen; den Frauen Männer, welche immer gern recht viel Putz kaufen und nicht eifersüchtig sind; den Schauspielern fünffache Gagen und 13 Monat Urlaub; dem Publicum lauter Amusement, weil dann nicht gespielt wird. Den Recensenten Stoff zum Lobhudeln, den Componisten gute Textbücher und den Dichtern Honorar. Jedes Buch wird hintereinander zehn Auflagen erleben und die Köchinnen werden müßige Stunden zum Scharmutziren haben, weil sich die Hühner selbst rupfen und braten werden. —

Der Himmel wird hängen voller Baßgeigen, und so werden die Musikanten auf den Bällen nicht zu spielen brauchen, sondern selbst mit tanzen können, vorausgesetzt, daß sie keine lahmen Beine haben.

Besonders werden alle Leute stets bei Gelde sein und daher ihre Schulden bezahlen, und die Wirthe werden das Getränk nicht mehr verfälschen und gutes Maß halten.

Alle Journale aber werden haben viele Abonnenten und Stoff genug für ihre Spalten, so daß sie nicht zu stehlen brauchen.

Den Juden wird er bringen die Emancipation und den Christen den Handel. Die Schafe werden sich jährlich sechsmal scheeren lassen, und wer einen Kahlkopf hat, dem wird das Haar wieder wachsen. Die Matronen aber werden ihre Runzeln verlieren und neue Zähne bekommen, wie die Kinder; die Polizei wird höflich und sanft werden, und die Kinder werden nicht in die Schule zu gehen brauchen. Alle Taillen der Frauen werden schlank sein und ihre Wangen blühen ohne Schminke. Man wird keine Abgaben mehr zahlen; sondern im Gegentheil etwas herausbekommen. Demagogen werden nicht mehr gerochen werden und die Strümpfe fortan keine Löcher bekommen. Die Barbiere werden nicht mehr zu rasiren brauchen, denn die Menschheit wird von selbst Haare lassen, und die Bartkünstler werden spazieren gehen können, ohne Noth zu leiden.

Der Wein wird von selbst aus den Trauben

fließen und man wird blos das Glas darunter zu halten brauchen; die Wagen aber werden gut fahren, auch ohne Schmiere.

Bei einer fürstlichen Niederkunft werden die Glocken von selbst läuten und die Thürmer ruhig zum Fenster hinaussehen können. Die Gefangenen in den Zuchthäusern werden sich mit Vergnügen selbst prügeln und die Stockmeister nur zusehen; die Prügel aber werden nicht weh thun. Wer einen Thaler wechselt, bekommt 25 Groschen heraus, und wer sich für einen Rock Tuch kauft, erhält noch für ein Paar Beinkleider dazu.

Auf den Bällen werden die Herren nie einen Korb bekommen und keine Dame wird sitzen bleiben.

Alle Narren werden klug und alle Kluge werden — halt! so war's nicht gemeint. Alle Kluge werden Regierungsräthe werden. Jede Dame, die ins Bad reis't, wird Kinder bekommen, und die Neffen werden binnen Monatsfrist ihre Onkel beerben.

Die Schneider werden keine Wattirung mehr

anzubringen brauchen, und die Schlosser keine Nachtriegel machen; die Diebe aber sollen nicht gehangen werden.

Es wird ein Zeitalter der Humanität sein; Kinder werden einander wechselseitig lausen und Männer einander die Hühneraugen operiren; die Flöhe aber werden nicht mehr stechen, worüber Herr Nicolai große Freude verspüren wird. Es werden keine Schuldner mehr ausgepfändet, und wer am meisten braucht, erhält am meisten. Die Pflüge werden sich selbst regieren und die Ochsen Basse'sche Romane lesen.

Wer da fällt, bricht keinen Arm mehr und schindet sich kein Schienbein. Die Langeweile wird aussterben, denn mehrere deutsche Zeitschriften werden aufhören.

Es werden ferner neue Wahrheiten gedruckt werden, und in den Hofzeitungen wird nur Gutes stehen.

Wer da will, kann gleich geadelt werden und hat Anspruch auf alle Würden und Aemter.

Man wird frei rauchen und sprechen dürfen

und die Censur wird nichts streichen. — Niemand wird durchs Examen fallen und Jedermann Anlagen haben, d. h. Gartenanlagen.

Die Fische werden sich selbst abschuppen und jeder Mensch gern 10 Procent zahlen, wenn er zu borgen Lust hat. Denn das Borgen wird nur aus Lust getrieben werden, weil Jeder genug Geld hat.

Kein Glas, kein Topf wird mehr zerbrechen und die Dienstboten werden daher von ihren sanften Herrinnen keine Maulschellen erhalten.

Die Sahne wird immer dick, das Bier klar und die Suppe stets gesalzen sein. Es wird nicht mehr abwärts, sondern aufwärts hageln. Niemand verbrennt sich mehr Finger und Mund. Kein Haar wird grau, kein Schuh ausgetreten. Selbst durch zerrissene Stiefel dringt kein Wasser mehr und Glaubersalz, wie auch Rhabarber, wird gut schmecken.

Niemand wird mehr zur Thür hinausgeworfen; denn es wird keine Thüren geben. Gastfreundschaft wird herrschen, selbst in Gasthäusern, und in Fami-

lien — wo fortan kein Familienwein getrunken wird — werden die Dienstboten den Gästen das Trinkgeld geben. Wer auf Execution kommt, zahlt zwei Groschen.

Wer in den Schornstein kriecht, beschmutzt sich nicht und kein Ehemann stört das Rendezvous seiner Frau.

Dieses Alles wird der Komet bringen. Wer nicht damit zufrieden ist, der melde sich bei Zeiten.

2.

Erster Bericht aus dem Halley'schen Kometen.

(Professor Reichardt, welchen die Leipziger mit seiner liebenswürdigen Tochter zum Himmel aufsteigen sahen, ist vor vierzehn Tagen abermals in Potschappel bei Dresden in seinem Luftballon aufgestiegen und nach einer langen und beschwerlichen Fahrt glücklich im Halley'schen Kometen angekommen. Wie er das bewerkstelligt hat, das geht mich nichts an; das ist

seine Sache. Hier folgt sein Bericht, welchen er uns über seine glückliche Ankunft eingesendet hat.)

Lieber Freund!

Nichts von meiner Reise! Ihre Einförmigkeit war tödtlich, die Langeweile fürchterlich, ich habe aus Verzweiflung Knigge's „Umgang mit Menschen" gelesen. Hier bin ich nun! Noch erdrückt mich die Masse des Gesehenen und Erlebten. Ich kann nur in abgerissenen Sätzen schreiben. Später ordne ich meine Tagebücher und gebe sie unter dem Namen eines Verstorbenen heraus; dann halten sie mich für einen Fürsten und geben mir fürstliches Honorar dafür. — Freund! Das ist ein anderer Komet, als der Deinige! nimm's nicht übel, das ist ein Komet, der sich gewaschen hat. Der Deinige ist blos manchmal gewaschen worden, von der Censur oder der Polizei. Nun das hat nichts zu sagen. —

Sein Redacteur, das ist ein Mann! Er ist die allerhöchste Majestät — mit Respect vor allen irdischen allerhöchsten Majestäten — es ist der

liebe Gott, den wir, Gott sei Dank, „Du" nennen dürfen, und für den ich kein höheres Prädicat weiß. Er ist nicht verantwortlich, er steht unter keinem Censor, er leidet nicht durch Requisitionen, er braucht keine Processe auszubaden; er ist mit einem Worte ein unverantwortlicher, selbstständiger Redacteur, wie keiner auf Erden. Und dieser Komet! Hättest Du nur so viel Abonnenten, als er Quadratmeilen hat; Du wärest dann kein gewöhnlicher Mann. Bei ihm ist keine Rede von anonymen Einsendungen, zudringlichen Lyrikern, Druckfehlern u. s. w. Das ist Alles in der Ordnung. Er erscheint zwar täglich, wie der Deinige; aber er ist nicht alltäglich — er braucht 76 Jahre, bis wieder eine Nummer ausgegeben wird. Ich will damit nicht sagen, es wäre auch für Deinen Kometen besser, wenn erst aller 76 Jahre eine Nummer erschiene; denn das wäre eine Grobheit. Aber die hiesige Luft hat mich so gestärkt, daß ich frei von der Leber sprechen muß. Was sein Licht betrifft, so kann ich Dich versichern, daß es sein eigenes Licht ist; Dir ist zuweilen nur ein Licht

aufgegangen, wenn mancher Artikel zwar gesetzt, aber nicht gedruckt werden durfte. — Er darf sein Licht leuchten lassen — manche Deiner Mitarbeiter müssen es unter den Scheffel stellen. Aber das sind kleinliche irdische Journalistenleiden, an die ich hier im Anblicke so vieler Herrlichkeiten gar nicht denken sollte. Also, wie gesagt, dieser Komet erscheint ohne Censur, in ungezwängten Heften, ohne allerhöchste Concession, der Concessioninhaber ist ja der Verleiher derselben und Hauptredacteur, Gerant, Mitarbeiter, Alles in Allem. Er braucht keine Caution von 100,000 Franken, ihn bedrohen keine Preßordonnanzen, keine Geschworenengerichte, keine Pairskammer; er ist eine Zeitschrift von sich selbst, also, was ihr auf Erden „von Gottes Gnaden" nennt.

Aber ich wollte ja von meiner Ankunft berichten! —

Ich landete nicht ohne Gefahr auf einer Insel mitten in einer unabsehbaren Bai. Vor mir wurde der Horizont durch eine Stadt begrenzt, so groß wie Europa — bei Gott! sie hat nicht ein-

mal im Leipziger Johannisthale Platz. — Von ihren Quais, Thürmen, Schlössern, Canälen, Kirchen, Dächern, von ihrer amphitheatralischen Stellung, d. h. Lage nach dem Hintergrunde zu, will ich später reden, wenn ich erst ruhig geworden bin. —

Ich kam glücklich nieder, einige Schiffer bemerkten diese Niederkunft und griffen mir unter die Arme; ich legte meinen Ballon zusammen wie ein Stammbuchblatt, warf meine Bagage u. s. w. in ein Boot und wurde von zwei Lootsen glücklich in den Hafen bugsirt.

Mein Staunen erregte es, daß alle diese Leute deutsch und, wenn ich nicht irre, sogar sächsisch sprachen; denn einer der Schiffer sagte, als ich einstieg: „Ach Herr Jeses, so lassen Se doch nicht de Hutschachtel ins Wasser fallen, hier muß man vorsichtig sin!“ — Ich dankte, wischte meine Hutschachtel ab und dachte an das Vaterland. — Einige von den Einwohnern dieses Landes, welche vom Professor Gottsched abzustammen vorgeben, haben einen etwas braunschweigischen Dialektsan=

flug, sie sprechen nicht wie wir: Schturm, sondern S-turm; sie behaupten, Recht zu haben, und stützen sich auf Goethe, der Stolz ohne ch hinterm S, aber Dank mit dem ck geschrieben hat. Nun, das geht mich nichts an. Sag' das den Leipziger Philologen, die haben ohnedies nichts zu thun. —

Also ich landete! Es war ein marmorner Quai mit vortrefflichen Granittreppen; der Polizeicommissar des Hafens empfing mich höflich (— stell Dir das einmal vor! —) und sagte, es freue ihn, einen neuen Ankömmling zu bewillkommnen. Ich wurde gerührt und zeigte ihm meinen Paß. Er wies ihn zurück und bemerkte, hier zu Lande ist kein Paß nöthig! — „Wie? kein Paß!" fragte ich bestürzt, „wie kommen die Leute hier nach Kalisch — ich wollte sagen ans Land; denn der Mensch ist nichts, der Paß ist der Mensch — in Deutschland kann ein Paß ohne Menschen ganz bequem reisen, aber nie ein Mensch ohne Paß. Das ist Instruction unserer Polizeibehörden — und mein Herr! da muß ich Ihnen sagen: Sie sind hier in der Cultur noch weit zurück. Kein Paß —."

„Ereifern Sie sich nicht, lieber Ausländer,“ entgegnete er, „es wird Ihnen hier noch Mehreres auffallen. Sehen Sie, wir haben hier in unserem Kometen“ (merk' Dir das!) „keine Rücksichten auf die europäische Politik zu nehmen. Für uns ist sie zu unwichtig, und wir sehen mit Lächeln herab auf Louis Philipp und die Republikaner. — Kommen Sie, mein Herr, Sie sind Mensch, wozu bedarf es eines Passes, worin verzeichnet steht, daß Sie vielleicht Hofrath sind. Das ist uns gleichgiltig — hier bei uns heißen Alle, die nichts sind, Hofräthe.“

„Gehorsamer Diener,“ fiel ich ein, „auf diese Art kann ich hier zu einem Hofrathspatent gelangen, denn dieses war schon längst mein Sehnen, und das Bewußtsein, Hofrath zu sein, wird mir die Sterbestunde dereinst erleichtern. — Habe ich vielleicht eine Aufenthaltskarte zu lösen?“

„Nein, mein Herr! die Fremden, welche hierher kommen und ihr Geld verzehren, bedürfen dazu keiner Aufenthaltskarte; es wäre ja unbillig, von denen eine Steuer zu verlangen, die hier nichts er-

werben, sondern die Erwerbenden verdienen lassen." —

„Das ist sehr edel von Ihnen," versetzte ich, „aber nicht politisch; denn die Einheimischen darf man nicht weiter belasten, aber die Fremden muß man besteuern, welche aus sündiger Neugierde kommen, das zu sehen, was sie auch zu Hause sehen können." —

„Ich sehe schon," fiel er mir in die Rede, „daß Ihre Verhältnisse anders sind, als die unsrigen. Hier haben Sie 300 Ducaten — sie werden jedem Fremden verabreicht, damit er, wenn er mittellos ist, nicht in Noth gerathe — mit einem Worte, damit er hier seine ersten Lebensbedürfnisse decken und irgend ein Geschäft unternehmen kann."

„Ich sage Ihnen, mein Herr! daß ich selbst nicht ohne Mittel diese Reise —"

„Es ist Regierungsvorschrift," fiel er mir in das Wort, „veranlassen Sie nicht, daß man Sie dazu zwinge!"

„O! Zu 300 Ducaten lasse ich mich niemals zwingen; denn ich kann Ihnen eine Geschichte von

dem Fürsten Pückler erzählen, wo er mir —"

„Lassen Sie das, edler Fremdling, ich muß auf das Büreau; denn eben werde ich von einem Collegen abgelöst, und dort muß ich pünktlich erscheinen."

„Was?" rief ich aus, „Sie erscheinen pünktlich auf dem Büreau? Das ist mir noch gar nicht vorgekommen! Und was machen Sie dort?"

„Wir erzeigen Wohlthaten," entgegnete er; „arme Handwerksburschen erhalten Unterstützung, Bestohlene Entschädigung, Geprügelte Trost und ärztliche Hilfe und Betrunkene werden zu Bette gebracht, et caetera."

„O, welch eine himmlische Polizei!" rief ich extastisch.

„Wir thun nur unsere Pflicht," entgegnete er, „wir sind zum Wohle der Menschheit da!" —

„Ehrenmann, Sie Ehrenmann," sprach ich gerührt, „schreiben Sie sich in mein Stammbuch!"

— Er that es ohne Vorurtheil. —

Nordpolreise des Capitain Roß.

Der Capitain Roß kam auf seiner letzten Expedition bis an den äußersten Norden. Er hatte bereits 50 seiner Leute verloren. Das Feuer konnte, wegen Ueberfluß an Kälte, nicht brennen, und das Wasser thaute wegen Mangel an Wärme nicht auf. Nur vermittelst eines Brennglases war es ihm gelungen, die Strahlen des Mondes zu concentriren und sich eine Pfeife anzubrennen. Denn der Mond hat dort, namentlich in Sommernächten, wo die Kälte blos 50 Grad Réaumur erreicht, noch etwas mehr Wärme, als die Sonne.

So stand der heldenmüthige Capitain allein auf einer endlosen, winterlichen Fläche, wo weder Baum noch Kraut zu sehen war — rechts von ihm Schnee und Eis, links von ihm Schnee und Eis, hinter ihm Schnee und Eis, und vor ihm, so zu sagen, gar nichts. Man hatte einzelne Stücke Holz aus dem Schiffe ans Land gebracht, und mittelst des Brennglases Feuer gemacht, um sich

Thee zu kochen. Während aber der Kessel unten kochte, fror die Oberfläche am Rande drei Zoll dick zu, so daß man das Wasser unten ruhig kochen lassen mußte, ohne es ausgießen zu können. Die Nasen einiger Matrosen waren so hart gefroren, daß sie am Stahl Funken gaben, darum führten sie einander bei dunkler Nacht, wenn sie zwischen Abgründen hinwandelten, dabei herum, denn es schmerzte nicht. Ein Matrose, welcher in der Cajüte etwas Wasser mit Citronensaft getrunken, um seinen Durst zu löschen, der bei der Kälte sehr groß ist, spürte, als er gleich darauf in die freie Luft trat, daß sich das Wasser in seinem Magen, beim Einathmen der Atmosphäre, in gefrorne Limonade verwandelt hatte. Dem Capitain Roß erfroren bei dieser Gelegenheit die Beine so sehr, daß sie wie zwei Stücke Eis aussahen, durchsichtig waren und Funken gaben. Erst nach seiner Rückkehr nach England thauten sie auf, nachdem er zu diesem Behufe 36 russische Dampfbäder genommen. Der Capitain fand in einer ungeheuren Eisscholle einen großen Stockfisch eingeschlossen,

der, nach den Schichten des Eises zu schließen, bereits 23 Jahre dort erstarrt lag. Man nahm ihn mit nach England, wo er in einem Backofen aufthaute und das Leben wieder erhielt. Er hatte also die ganze Zeit über im starren Todesschlafe zugebracht. Die Engländer waren übrigens — sonderbarer Weise — gar nicht besonders verwundert über einen lebenden Stockfisch und behandelten ihn wie ihres Gleichen.

Als der Capitain Roß einmal seine Pfeife aus dem Munde nehmen wollte, war sie so fest an Zähne und Lippen angefroren, daß man die Spitze absägen mußte.

Eines Tages trat dem Capitain Roß ein ungeheurer Eisbär entgegen, öffnete den Rachen und wollte ihn verschlingen. Capitain Roß war ohne Waffen, verlor aber die Geistesgegenwart nicht. Er bückte sich, ergriff eine ungeheure Eisscholle und stieß diese dem Eisbär mit einer solchen Kraft in den Rachen, daß sie bis in den Magen hinabdrang und zugleich noch im Munde sichtbar war. Der Bär entfernte sich stillschweigend und wurde

einige Tage später auf einem Schneehügel todt gefunden, wo er, in Folge der durch die Eisscholle hervorgebrachten Erkältung, an Katarrh und Schnupfen gestorben war. Man zog ihm das Fell ab, welches einen guten Anzug gab; denn da dieser Bär ein Waschbär war, so war sein Pelz sehr sauber, weiß und glänzend. Sein Fleisch, welches einen guten Braten gibt, war so hart, daß man es zersägen mußte. Capitain Roß bestand noch einen Kampf mit einem Seehund. Da er abermals keine Waffe bei sich führte, so suchte er dem Seehund vom Rücken beizukommen. Er warf sich auf ihn, trat ihn auf den Schwanz und drückte das Thier mit Gewalt und so lange auf die Eisscholle nieder, bis es fest anfror. Hierauf rief er die Matrosen und der Seehund wurde in diesem Zustande bei lebendigem Leibe todtgeschlagen.

Neujahrsgruß.

Wieder ein Jahr hinabgerauscht in den Abgrund der Vergänglichkeit. Ein Jahr ist kurz, und unser Leben besteht nur aus wenig Jahren. — Viele sind aus unsern Kreisen geschieden — in die weite Ferne oder vom freundlichen Dasein in die stumme Nacht. Frische Gräber decken sie —

„Der Schlummernden unter dem Grase
Sei trauernd in Liebe gedacht!“

— Aber aus den Grabhügeln keimt das Grün der Hoffnung, und Hoffnung ist Liebe — Liebe zum Leben, zur Erde, zu den Menschen. — Darum stoßen Sie an — alle Menschen sollen leben!

Aber das neue Jahr erweckt auch Wünsche.

Ich wünsche, das neue Jahr sei für die Damen ein Schaltjahr. Sie mögen nämlich in diesem einen theuren Gegenstand in ihr Herz schalten, z. B. einen echten Shawl, ein Ballkleid oder einen Mann. Sie mögen allein herrschen und schalten und walten im Hause, wie in den Herzen

der Männer. — Es sei für sie kein Weinjahr; — denn keine Thräne verdüstre ihre Augen, das Rosenlicht des Frohsinns allein strahle von ihren Wangen. — Es sei für sie aber auch ein Schaltjahr, damit sie einen Tag mehr haben, um sich über Herzensangelegenheiten auszusprechen, und die Männer durch Liebreiz zu entzücken.

Für die Männer aber sei es kein Schaltjahr, damit sie das Schelten und Brummen vergessen; es sei aber für sie ein Weinjahr, denn je besser der Wein, desto besser sind die Männer; je besser aber diese, desto freundlicher die Frauen.

Es sei ferner für die Frauen ein fruchtbares Jahr, denn je wohlfeiler das Gemüse, desto mehr Appetit haben die Männer; ein sattgegessener Mann ist aber immer eine gute Haut, so zu sagen ein Engel.

Ich wünsche Ihnen ferner Allen Gesundheit und sofern ein Arzt unter uns ist, so wünsche ich ihm, außer uns und unsern Bekannten, alle andern Leute zu Patienten. Er stimmt dann gewiß auch mit uns in den Ruf ein, alle Menschen

sollen leben, wenn sie nur jährlich eine bestimmte Zeit krank sind.

Unsern Feinden wünsche ich alle Nieten aus der letzten königlich sächsischen Landeslotterie und täglich eine Flasche Dresdener Landwein.

Und mir — habe ich das bescheidenste Loos zugedacht: eine Strohhütte, einen Raum zur Umarmung weit genug und für zwei vereinte Särge, Zufriedenheit und jährlich hunderttausend Thaler Preußisch Courant Einkünfte.

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

Druck von C. Polz in Leipzig.

Ferner erschienen in demselben Verlage noch folgende sehr empfehlenswerthe belletristische Werke:

Belani, H. E. R., Hof und Bühne. Novelle aus dem modernen Leben. 3 Bände. Velinpapier. 1838. 4 Thlr. 12 Gr.

— — Sidonia. Macht des Wahns. Historische Novelle aus dem Anfange des siebzehnten Jahrhunderts. Velinpapier. 1838 1 Thlr. 12 Gr.

— — Des Beduinen Tochter und andere Novellen und Novelletten. Velinpapier. 1838. 1 Thlr.

Gay, S., Der verliebte Spötter. Roman nach dem Franz. Von Julius Schoppe. Velinpapier. 1837. 1 Thlr. 12 Gr.

Janinski, E., Die Gräfin v. Kindelsberg. Historischer Roman. 2 Bände. 1838. Velinpapier. 3 Thlr.

Schoppe, A., geb. Weise, Die Verlorene. Ein Roman. Velinpapier. 1 Thlr. 4 Gr.

— — Zeitlosen. Novellen und Erzählungen. 2 Bde. Velinpapier. 1837. 2 Thlr. 16 Gr.

— — Cyanen. Novellen und Erzählungen. 2 Bde. Velinpapier. 1838. 2 Thlr. 21 Gr.

— — Octavia. Ein Roman. 2 Bde. Velinpapier. 1838. 2 Thlr. 16 Gr.

— — Vittoria. Roman. 3 Bde. Velinpapier. 1838. 4 Thlr.

— — Die Rache oder der Leinenweber von Segovia. Historischer Roman. 2 Bde. Velinpapier. 1839. 3 Thlr. 8 Gr.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Herloßsohn, Karl,

Zeit- und Lebensbilder Novellen, Humoresken, Ironien und Reflexionen

Bd.: 2

Leipzig (1839)

P.o.germ. 606 b-1/2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10110915-4